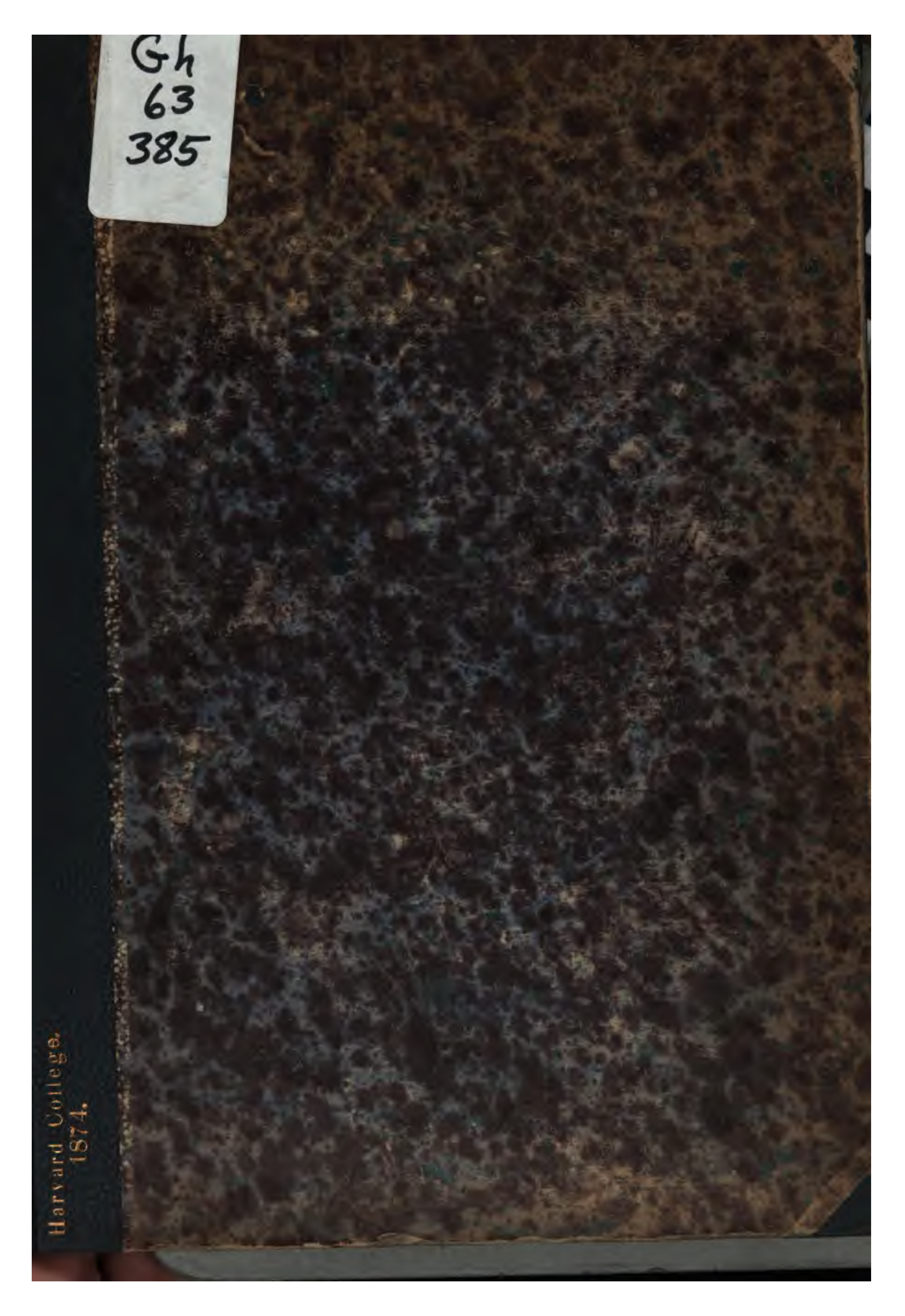
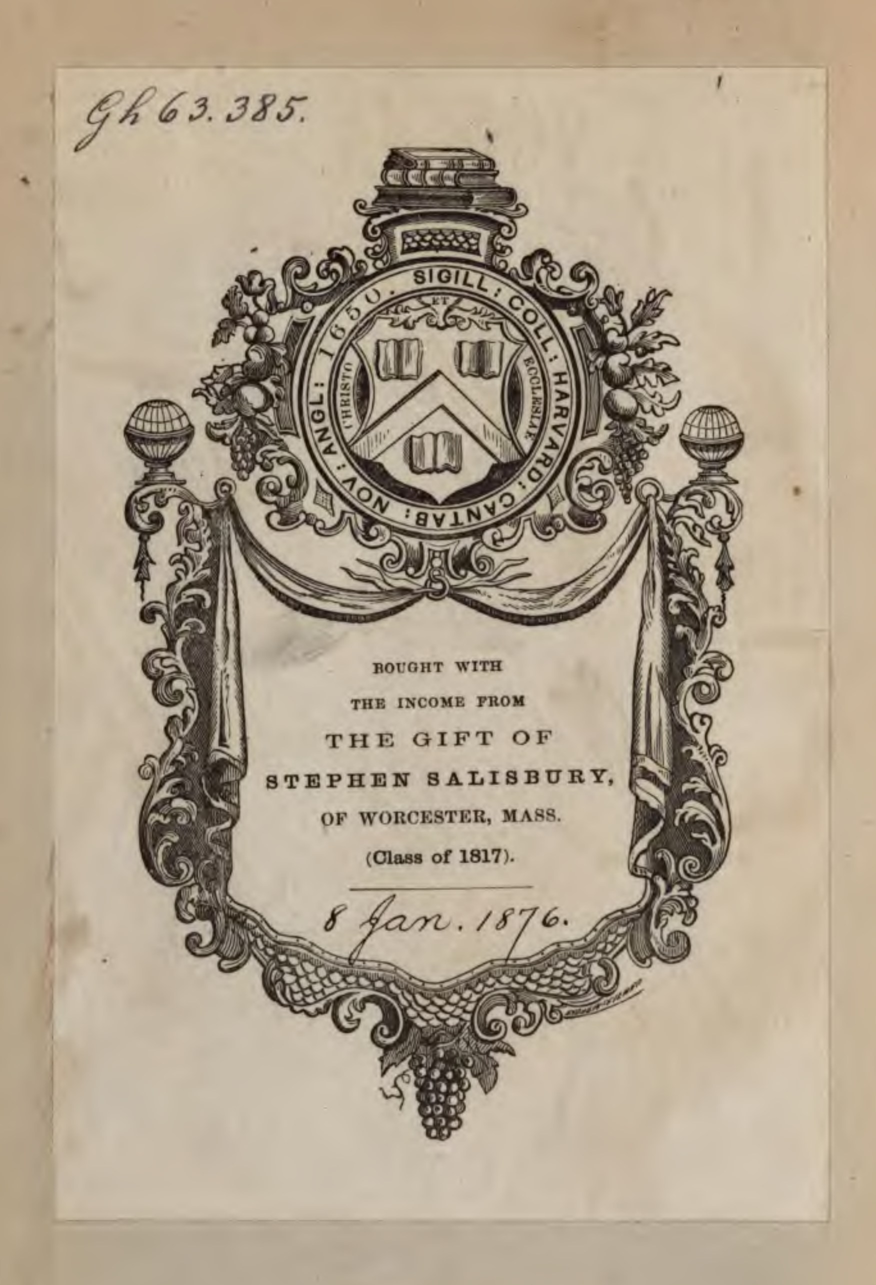

Gh
63
385
Harvard College.
1874.


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



DAS IDEAL

DES HELDEN UND DES WEIBES

BEI HOMER

MIT RÜCKSICHT AUF DAS DEUTSCHE ALTERTHUM

VON

LUDWIG BLUME

PROFESSOR AM K. K. AKADEMISCHEN GYMNASIUM IN WIEN.

WIEN

ALFRED HÖLDER (BECK'SCHE UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG)

1874.

GUSTAV FREYTAG

GEWIDMET.

VORWORT.

Die vorliegende Arbeit ist entstanden, als die Verfolgung sich leicht bietender Analogien zwischen griechischer und germanischer Heldenart den Blick für um so grössere Verschiedenheiten schärfte, welche zwischen beiden existieren. Ihnen nachzugehen schien mir in der Erwägung lohnend, dass, wenn die Erkenntniss einer Individualität, eines einzelnen Menschen oder eines Volkes, nach ihren Grundzügen feststeht, deren feinere Eigenthümlichkeiten Nichts mehr zu klären im Stande sei als die Vergleichung mit verwandten Charakteren.

Ich hatte in meinem Falle, wie ich im Voraus erklären will, wesentlich germanistische Zwecke im Auge. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass eine derartige Vergleichung nach beiden Seiten hin Licht verbreitet, und ich würde Wert darauf legen gewisse Thatsachen, die ich in der Handlungsweise der homerischen Helden constatieren zu können glaube, von Kennern der Antike, welche meine Arbeit ohne Rücksicht auf die von mir verfolgten Ziele prüfen, zugestanden zu wissen.

Auf die Verschiedenheit einzelner Züge des griechischen und germanischen Heldenthums wurde zwar gelegentlich mehrfach hingewiesen. Ich erinnere nur an Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit (I^5, 205 ff.). Das Unternehmen aber an den griechischen Helden in der Totalität seiner Erscheinung einmal den Massstab des germanischen zu legen und der Versuch

die Differenz der ethischen Grundsätze, welche sich für beide Theile ergeben, nachzuweisen ist meines Wissens neu. Dieser Umstand veranlasst mich meine Arbeit zu veröffentlichen. Ich weiss, dass sie vielfacher Ergänzung fähig ist, und ich bezweifle nicht, dass manches Detail, das ich in meine Untersuchung gezogen habe, verschieden beurtheilt werden mag. Diess gilt auch von einer Reihe von Fragen, welche sich an die Constatierung gewisser Verschiedenheiten im hellenischen und germanischen Volkscharakter knüpfen, und deren Lösung mir für die classische Alterthumskunde nicht minder wichtig erscheint als für die deutsche, deren Beantwortung aber auch für Völkerpsychologie und Culturgeschichte überhaupt von Interesse und zum Theile, wie ich am Schlusse der vorliegenden Arbeit angedeutet habe, für unser gegenwärtiges nationales Leben nicht ohne praktische Bedeutung ist.

Wien, im Juni 1874.

Ludwig Blume.

DAS IDEAL DES HELDEN UND DES WEIBES

BEI HOMER

MIT RÜCKSICHT AUF DAS DEUTSCHE ALTERTHUM.

Vor Allem ist entscheidend, wie ein Volk seine Ehen sehen will und die Tapferkeit seiner Männer.

GUSTAV FREYTAG.

Es scheint erspriesslich vorerst auf die Ähnlichkeit der Entwicklung hinzuweisen, welche die älteste Geschichte der Griechen und Germanen zeigt, und welche das Unternehmen Erscheinungen beider Epochen in Parallele miteinander zu bringen rechtfertigt.

Aus Zuständen, die wir als relativ ruhige anzunehmen genöthigt sind, erscheinen beide Völker, da uns von ihnen zuerst historische Kunde wird, gewaltsam herausgerissen . . . der Heimat beraubt, gezwungen sich in der Fremde neue Wohnsitze zu erobern, nur auf sich, auf ihre persönliche Kraft gestellt, Zeugen, Urheber auch des Unterganges von Reichen und Völkern, die für unüberwindlich galten.

Das Grossartige, Ungewöhnliche der Periode, die wir bei Griechen und Germanen das Heldenzeitalter zu nennen gewohnt sind, ward von den Zeitgenossen selbst gefühlt. Nicht minder, mehr noch vielleicht, von den unmittelbaren Nachkommen. In Sage und Lied suchte man die Erinnerung an die hingeschwundenen Heldengeschlechter festzuhalten, und der dichtende Volksgeist ruhte nicht eher, als bis er ein Motiv gefunden hatte, das die ganze Reihe der wunderbaren Begebenheiten, die Blüthe und den Untergang des Heldenthums, zu erklären schien.

'Überall', sagt Karl Müllenhoff in seiner Deutschen Alterthumskunde I, S. 8, 'wo es eine Heldensage und epische Dichtung gibt, haftet sie an der grössten und entscheidendsten Epoche im Leben eines Volkes'. Das häufig angewandte Bild, welches das

Heldenzeitalter eines Volkes seine Jünglingsjahre nennt, hat für Griechen und Germanen wenigstens innerhalb des Rahmens ihrer uns vor Augen liegenden Geschichte einige Berechtigung. Eine lange Entwicklung schliesst mit dem Beginne der heroischen Zeit ab. So geartet, wie die Völker in die Geschichte eintreten, bleiben sie lange, und gewisse Grundzüge des Volkscharakters erhalten sich aus jener Zeit für alle Zukunft. Das Volk hat an Selbstbewusstsein gewonnen, es ist eine Überlieferung vorhanden, an der sich noch die spätesten Enkelgeschlechter erbauen, das Volk ist fremden Einflüssen gegenüber spröder, es ist mündig geworden . . . .

Deshalb dürfte die Forschung, welche die Eigenart eines Volkes klar zu legen sucht, bei Griechen und Germanen gerade an diesem Punkte ihrer nationalen Entwicklung mit Aussicht auf Erfolg einsetzen. Aber noch aus einem anderen und sehr zwingenden Grunde, der sich ganz abgesehen von der Meinung über den Wert und die Wichtigkeit des heroischen Zeitalters geltend macht. In dieser Zeit nämlich beginnen sich uns erst, aber auch reichlich, Quellen über ethische Verhältnisse zu erschliessen — sie fliessen uns aus den epischen Gedichten.

Das erste Zeugniss nationalen Geisteslebens bei Griechen und Germanen ist uns der Kreis ihrer Mythen. Über die Zeit, in welcher sich derselbe in seiner eigenartigen Gestaltung abgeschlossen haben mag, hinaus wagen die vergleichende Sprach-, Mythen- und Sagenforschung nur spärliche und behutsame Muthmassungen. Gewiss geben selbst diese Muthmassungen Winke über die ursprünglichen Anlagen und die vornehmsten Richtungen des nationalen Geistes; die Weltanschauung, welche in den Kreis der griechischen und germanischen Mythen gekleidet ist, ist sogar der vollkommenste Ausdruck davon und enthält daher auch Anhaltspunkte genug zur Erkenntniss des Volkscharakters. Aber für eigentlich ethische Verhältnisse ist doch aus der Mythologie wenig zu gewinnen. Die Mythe ist dem Leben zu sehr entrückt, sie beschäftigt sich mehr mit der Welt als mit dem Leben, am wenigsten mit den Beziehungen, in welche die Menschen zu einander thatsächlich treten. Man wird eine Summe ethischer Grundsätze aus den Mythen abstrahieren können, aber doch immer im Einzelnen in Zweifel sein, inwieweit dieselben thatsächlich Normen für das praktische Leben gewesen sind. Das Epos aber führt uns mitten in dieses praktische Leben hinein, es zeigt

uns den Menschen der heroischen Zeit in allen Beziehungen, in welche er überhaupt treten konnte, es ist ein Spiegel des Lebens*).

Auch aus diesem Grunde wird also jeder Versuch, das nationale Leben der Griechen wie der Germanen in seinen Wurzeln zu erkennen, mit der epischen Überlieferung dieser Völker beginnen müssen. Nur sind wir in dieser Hinsicht mit den Griechen weitaus besser daran als mit unserem eigenen Volke. Die Griechen haben ein nationales Epos, wir nur Fragmente einer verschiedenen Stämmen angehörenden Heldensage, aus der ein nationales Epos zu machen gewesen wäre . . . die Griechen haben ihr Epos in unmittelbarem Anschlusse an die Begebenheiten, denen es seinen Ursprung verdankt, fertig gebracht (Curtius, Griech. Gesch. I², 108 ff.), bei uns sind die Trümmer der epischen Überlieferung über Jahrhunderte zerstreut und während dieser Zeit hat unser Volk aus der Fremde her gewaltsame, sein gesammtes Denken und Empfinden tief erschütternde Beeinflussungen erfahren. Der griechische Rhapsode, der beinahe als Zeitgenosse spricht, führt uns demnach reinere, verlässlichere Bilder seines Heldenzeitalters vor Augen, als wir sie aus unsern epischen Gedichten gewinnen, die neben der alten Überlieferung fremdartige, zum Theile mit jener geradezu in Widerspruch stehende Elemente enthalten.

Hieraus erhellt die Schwierigkeit einer Vergleichung Homers mit den räumlich und zeitlich so weit auseinander liegenden Quellen, welche uns die Kenntniss der germanischen Heldenzeit vermitteln. Diese Schwierigkeit ist in der That so gross, dass man in Bezug auf sehr viele Erscheinungen von einer Vergleichung des griechischen Heldenzeitalters mit dem germanischen in seiner Totalität wird abstehen und sich darauf beschränken müssen, die germanische Heldenzeit in einer ganz bestimmten, zugleich localen und zeitlichen Begränzung mit der homerischen in Parallele zu setzen. Diess gilt z. B. gerade von der Vergleichung des weib-

*) Des Lebens in idealem Sinne natürlich d. h. im Sinne der Edelsten und Besten des Volkes. Deshalb mag eine mit den Überlieferungen der Dichtung etwa in Widerspruch stehende historische Notiz nicht schwer ins Gewicht fallen. Wie speciell bei unserer Nation die ethischen Grundsätze der Sage und Dichtung, trotzdem in Folge fremder Einflüsse lange Zeit hindurch vielfache und arge Abweichungen davon im gemeinen Leben vorkommen, dem Volksbewusstsein eingeprägt und bestimmend für dasselbe geblieben sind, hat Gustav Freytag (Bilder aus der deutschen Vergang. I⁵, 196 ff.) zur Genüge dargethan.

lichen **Ideals** bei Griechen und Germanen, worüber ich unten ausführlicher handeln werde. Auch das germanische **Heldenideal** weist bei den nordischen, angelsächsischen und deutschen Stämmen und bei diesen wieder in verschiedenen Zeiten bedeutende Nuancen auf. Aber **gewisse, grundlegende Züge desselben** werden so übereinstimmend überliefert, ob wir nun die Edda, den Beowulf, den Waltharius oder die Nibelungen lesen, dass wir nothwendig annehmen müssen, sie seien allen germanischen Völkern der heroischen Zeit eigenthümlich gewesen. Wir finden viele dieser Züge in den höfischen Epen des Mittelalters neben andern, fremdartigen wieder, und sie haben sich theilweise, wie moderne Schlachtenberichte bezeugen, bis auf den heutigen Tag in der nationalen Tradition erhalten. Nur auf diese Züge kommt es mir hier an, wenn ich germanische Art mit griechischer vergleiche.

I. Der Held.

Wollen wir uns die Motive klar legen, aus welchen sich der Charakter des Helden im heroischen Zeitalter zusammensetzt, so dürfen wir nie der Situation vergessen, in welcher uns der Held entgegentritt, welche so zu sagen seinen Charakter gebildet hat.

Ich habe diese Situation schon vorhin in allgemeinen Umrissen skizziert. Es ist eine Periode, in welcher die Volkskraft aufs äusserste angespannt ist, in welcher die Existenz des Volkes im eigentlichen Sinne des Wortes auf des Schwertes Schneide gestellt ist, in welcher der Wert des Einzelnen nur nach der Grösse seiner Thaten gemessen wird . . .

Wo dieser Wert in hohem Masse vorhanden ist, erzeugt er ein gesteigertes **Selbstgefühl**. Achilleus nennt sich (I. 1, 244. 412. vgl. 9, 351—355) den Besten der Danaer und Odysseus sagt von sich selbst ‘mein Ruhm erreichet den Himmel’ (O. 9, 20).

Dieser natürliche Stolz erscheint aber immer gepaart mit der grössten Billigkeit, ja mit einer gewissen herablassenden Rücksicht gegen Andere. Das Gefühl der Kraft erzeugt **Milde**; eine gewisse **Ruhe** ist dem Helden eigen. Es ist ein hoher Standpunkt, von welchem aus er auf das Leben blickt.

Adel der Gesinnung, Hochherzigkeit spricht aus dem Grusse, mit welchem Achilleus die zagenden Boten seines Feindes Agamemnon empfängt (I. 1, 334 f.):

> 'Freude mit euch, Herold', ihr Boten Zeus und der Männer!
> Nahet euch! ihr nicht traget die Schuld mir —'

(vgl. auch I. 9, 197 ff.).

Mässigung wird von dem zürnenden Helden ausdrücklich gefordert und gepriesen (I. 9, 496 ff. nam. 524—526. vgl. auch 15, 203—207. 19, 181—183).

Trotz weicht besserer Einsicht, der Held ist bereit begangene Fehler zu sühnen (I. 9, 115—120 ff.; schon 2, 378 gesteht Agamemnon seine Schuld ein, vgl. auch 19, 88 f. 136 ff.), ja er beweist weitgehende Grossmuth in Sühne begangenen Unrechtes. So Agamemnon dem beleidigten Achilleus gegenüber (I. 9, 121 ff.).

Wahrheitsliebe und Geradheit sind beinahe untrennbar vom Begriffe des Helden.

> '— mir verhasst ist jener, so sehr wie des Aides Pforten,
> Wer ein anderes birgt in der Brust und ein anderes aussagt'

sagt Achilleus (I. 9, 312 f.).

Ich habe hier eine Reihe von Motiven aufgeführt, welche dem Charakter des griechischen und germanischen Helden gleichmässig zukommen, nur dass sie beim griechischen Helden eine Reihe von Einschränkungen erfahren, die nicht übergangen werden dürfen. Es gilt das von dem Selbstgefühle wie von der Ruhe und Mässigung, die dem Heldencharakter eigenthümlich sind.

Im Punkte des Selbstgefühles ist der griechische Held einerseits sehr empfindlich. Gekränktes Selbstgefühl macht ihn geradezu unversöhnlich (vgl. I. 9, 307 ff. 643 ff.). Um den Zorn des Achilleus dreht sich die ganze Handlung der Ilias. Aber noch mehr. Sein gekränktes Selbstgefühl wird zu unwürdiger Eitelkeit, indem es die äusserste Demüthigung des Beleidigers fordert.

> 'Bald wohl nahn, vermuth' ich, zu meinen Knien die Achaier,
> Anzuflehn — —'

sagt er zu Patroklos (I. 11, 609 f.), als die Noth seiner Landsleute steigt.

Eitelkeit ist, beiläufig bemerkt, gerade dem Achilleus auch sonst eigen (I. 23, 793—797).

Andererseits aber verliert der so stolze Held (auch Agamemnon ist hochmüthig genug) im Unglücke nur zu bald den Muth, sein Selbstvertrauen schlägt in Verzagtheit um (I. 10, 9—16. 25. 93—95. vgl. mit Nib. 424. 1716 f.*)), und er wird jetzt, im Unglück, übermässig bescheiden. Der sonst so hochfahrende Agamemnon ermahnt, als das Glück sich den Troern zuneigt, seinen Bruder, Jeglichem Ehre zu erweisen und nicht sich vornehm zu erheben (I. 10, 69).

Ferner Selbstachtung bedingt Achtung des Andern, zumal des ebenbürtigen Freundes. Dieser Achtung vergisst der griechische Held im Zorne ganz und gar. Er geräth im Affecte ausser Rand und Band. Wo fiele es einem germanischen Helden ein, einen Genossen

'Trunkenbold, mit dem Blicke des Hunds und dem Muthe des Hirsches'

zu betiteln, wie Achilleus es Agamemnon gegenüber thut (I. 1, 223 ff. vgl. auch 9, 373), der doch sonst als ein ebenso tapferer und rühmlicher Held geschildert wird (vgl. I. 2, 477—481 und 576—580)? Aber solche Unanständigkeiten sind bei den Griechen gang und gäbe. Sie fallen nicht einmal auf. Als Hildebrand und Hagen (Nib. 2280—2282) einen weit glimpflicheren Wortwechsel miteinander führen,

dô sprach der hêrre Dietrich 'daz enzimt nicht helde lîp
daz si suln schelden sam diu alten wîp.
ich verbiute iu, meister Hildebrant, daz ir iht sprechet mêr.'

Aber wie äussert sich Athene, die zwischen Achilleus und Agamemnon interveniert (I. 1, 210 f.)?

'— lass fahren den Streit und zücke das Schwert nicht.
Magst du mit Worten ihn doch beleidigen, wie es dir einfällt.'

Wir haben gehört, wie gehorsam Achilleus sich der Göttin erweist.

Machen es doch die griechischen Götter selbst nicht besser! Ares nennt Athene, und Here die Aphrodite κυνάμυια Hundsfliege

*) I. 14, 74 ff. räth Agamemnon zur Flucht, nachdem die Troer im Vortheile sind. Er wird zwar von Odysseus (82 ff.) zurechtgewiesen, aber Odysseus gesteht selbst zu, dass nicht er, sondern Agamemnon der allgemeinen Stimmung Ausdruck gebe (95—101).

(I, 21, 394. 421), und ein andermal nennt Here die Artemis κύον ἀδδεές freche Hündin (I. 21, 481).

Überhaupt weist der griechische Held gar nicht die Ruhe auf, die man ihm, wohl gar im Gegensatz zum germanischen, nachgesagt hat. Belege einer dem Germanen gewiss unmännlich scheinenden, jedenfalls masslosen und wilden Leidenschaftlichkeit, wie Agamemnon und Achilleus z. B. sich aus Angst oder Schmerz die Haare ausraufen, im Staube wälzen, beben (I. 10, 15. 94 f. 18, 26 f.), liessen sich häufen; sie werden sich in der Folge von selbst ergeben. Hier sei nur noch bemerkt, dass Patroklos selbst seinem Freunde Achilleus unbegründete Heftigkeit nachsagt (I. 11, 653 f.).

Die wichtigsten Beziehungen, in welche der Held des heroschen Zeitalters tritt, sind diejenigen, in welche ihn der Kampf bringt. Der Krieg ist das eigentliche Gebiet seiner Thätigkeit. Es seien mir vorerst einige Bemerkungen über das Verhältniss gestattet, in welchem der germanische Held zu diesem Gebiete steht.

Der Germane theilt mit andern Indogermanen die Ansicht, dass die Welt der Schauplatz zweier sich befehdender Gruppen von Kräften sei, die sich ihm als gute, erhaltende und als böse, zerstörende manifestieren, und er hofft den endlichen Sieg des guten Princips über das böse. Eigenthümlich ist ihm, dass er den physischen Charakter des Kampfes besonders hervorhebt und dass er sich selbst eine bedeutsame, eine entscheidende Rolle in demselben zuschreibt. Er ist der Bundesgenosse der Götter im Kampfe wider ihre Feinde, und nie hat Wuotan zu viel der Helden um sich gesammelt, wenn es dereinst gilt den Riesen entgegenzustreiten. Aber nur dem Kräftigsten, dem Tapfersten, der in rühmlichem Kampfe auf dem Schlachtfelde gefallen, wird der ersehnte Preis, ein Platz in Walhalls prangender Burg zu Theil. Deshalb ist dem Germanen Leben und Kämpfen identisch, es gibt für ihn keine grössere Schmach als Schwäche und Feigheit, der Kampf hat für ihn religiöse Weihe. Ich füge nur hinzu, dass die Auffassung des Kampfes als der dem Manne ehrenvollsten und entsprechendsten Thätigkeit in der nationalen Tradition bestehen bleibt, auch nachdem das Christenthum eingeführt und

damit dem Kampfmotive der religiöse Boden, auf dem es in der heidnischen Zeit aufgebaut erscheint, entzogen worden ist.*)

Ich könnte mich mit diesem Hinweise begnügen. Da aber jede Vergleichung, gebe sie sich noch so — wie man zu sagen pflegt — objectiv, ein wenigstens stillschweigendes Urtheil herausfordert, so will ich der Frage, inwieweit die germanische Auffassung des Kampfes berechtigt sei, nicht aus dem Wege gehen.

Es würde nicht schwer fallen, vom Standpunkte der modern-naturwissenschaftlichen Auffassung des Lebens aus die Ansicht des alten Germanen in Bausch und Bogen zu rechtfertigen. Es ist das sogar neuestens (v. Prof. Dr. Jäger im 'Ausland' 1870 S. 1161 ff.) in trefflicher Weise geschehen. Man darf nur darauf hinweisen, dass die geistige Kraft, die man häufig so gerne der physischen entgegenstellt, mit der letzteren aus einer Wurzel emporwächst. Ich gebe zu, dass Arm und Gehirn nicht identisch seien. Aber der alte Germane hatte nun einmal vorwiegend ersteren zu gebrauchen. Das hat er mit grossem Kraftaufwande gethan und er hat das Princip, das für sein Leben bestimmend gewesen ist, auch in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung gestellt; er hat es auf das Weltleben mit derselben Energie angewendet, wie auf sein Menschenleben. Das ist ein Beweis seiner Kraft, seiner Energie, seines Idealismus.

Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich behaupte, dass auch der moderne Germane sich seiner sogenannten physischen Kraft, oder, wenn man will, der Kraft seines Armes mit Freudigkeit bewusst ist, dass es ihm wohl thut sie zu gebrauchen, und dass er daher den Kampf liebt, denn der Kampf ist die vollste Bethätigung der physischen Lebenskraft und Lebensfreude. Das grundlegende Charaktermotiv des Goethe'schen Egmont passt jedem Recken des germanischen Heldenzeitalters auf den Leib — es ist, wie Egmont ausruft, 'das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern . . .' Und wer hätte Schillers Reiterlied — um den zweiten modernen nationalen Dichter zu citieren — nicht schon mit Begeisterung singen hören:

---

*) Vergl. z. B. Altdän. Heldenlieder S. 17, III, Z. 5. Ortnit 77. Nib. 106 ff. Thidrekssaga c. 10. u. s. f. Als historischer Beleg für meine Behauptung kann Wolframs Äusserung im Parzival 115, 11 ff. gelten.

'Im Felde da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen'

nicht etwa, um Kriegsleute des 17. Jahrhunderts zu imitieren, sondern aus eigener begeisterter Herzensstimmung heraus.

Solche Kampfesfreude, wie sie dem Germanen eigenthümlich ist, kommt in Homer sehr selten zum Ausdrucke.*) Athene, einmal auch Apollon, ist *froh des Männergewühls* und *heiss in Begierde des Kampfes* (I. 7, 61. 5, 838). Achilleus grämt sich (I. 1, 491 f.), da sein beleidigter Stolz ihn bei den Schiffen zurückhält:

— — — — — — — — Gram zernagte das Herz ihm,
Dass er blieb; er verlangte nur Kriegsausruf und Getümmel.

Aber das sind vereinzelte Äusserungen, die nur selten und meist nur in Momenten gehobener Gefühlsstimmung ein schwaches Echo bei der Mehrzahl der Helden finden (vergl. I. 7, 191 f. 226—232. 11, 13 f. 67 ff. wo Eris auf Geheiss des Zeus die Schaaren angefeuert hat, O. 24, 375—382 wo der greise Laertes aus Vaterliebe in edler Kampfeslust aufwallt).

Es kommen grossartige Kampfscenen vor (vgl. I. 12, 413 ff. Kampf um die Schiffmauer, 12, 445 ff. Hektor erstürmt ein Thor der Mauer, 13, 125—154. 14, 370 ff. Poseidon an der Spitze der tapfersten Achaier, 15, 306 ff. Apollon und Hektor an der Spitze der Troer u. s. w.) und mehr als einmal wird Tapferkeit hochgepriesen und Feigheit getadelt (I. 6, 441 ff. 9, 39. 12, 310 ff. 13, 279 ff. 15, 494 ff. 8, 147 ff). 'Peleus, der grauende Held', erzählt Nestor, 'ermahnete seinen Achilleus, immer der Erste zu sein und vorzustreben vor Andern' (I. 11, 782 f.), ebenso erinnert Odysseus seinen Sohn Telemachos (O. 24, 506 ff.):

'Nicht zu schänden den Stamm der Unsrigen, welche zuvor ja
Kraft und männlicher Muth auszeichnete rings auf dem Erdreich!'

In der rührenden Scene, da Hektor von Weib und Kind scheidet, fleht er zu den Göttern (I. 6, 476 ff.):

'— — — — — — o lasset doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Kampfe der Troer,

---

*) 'Die germanische Kampffreude, welche Rauferei und Schwertschlag um ihrer selbst willen liebt, war dem Südländer zu allen Zeiten fremd.' Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I[5], 206.

Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: Der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds! dann freue sich herzlich die Mutter!'

Und der greise Laertes bricht (O. 24, 514 f.) in die Worte aus:

'Was für ein Tag mir dieser! wie freut sich mein Herz, o ihr Götter!
Sohn zugleich und Enkel beginnen mir Streit um die Tugend!'

Finden wir in diesen Fällen den griechischen Helden so ziemlich auf gleichem Niveau mit dem germanischen, so scheint er ihn zuweilen an verheerender Kraft noch zu übertreffen. Die Kampfbegierde des Griechen artet manchmal in förmliche Kampfeswuth aus (I. 5, 689 ff. wo Hektor sogar die Vertheidigung des verwundeten Sarpedon verabsäumt). Hektor, da ihn Zeus begeistert, steht der Schaum vor dem Munde (I. 15, 605 ff.), und Achilleus knirscht mit den Zähnen, da er sich waffnet (I. 19, 365). Aber in diesen exaltierten Äusserungen massloser Wuth (wieder ein Beleg für die Ruhe des Griechen) liegt gerade ein Beweis der Schwäche, die sich späterhin sattsam documentieren wird. —

Die Tapferkeit des Griechen ist (so viel lässt sich schon jetzt sagen), wo sie statt hat, keine constante. Sie erscheint, wo sie sich in hervorragender Weise äussert, schon in der dichterischen Darstellung als Folge göttlicher Begeisterung, also als aussergewöhnlicher, vorübergehender Zustand (vgl. I. 13, 59—82 die Aias von Poseidon begeistert, 15, 603 ff. Hektor von Zeus begeistert, 19, 159 ganz allgemein, 20, 110 Aineias von Apollon mit Muth beseelt, nachdem er unmittelbar vorher gezagt Achilleus zu bekämpfen, und so häufig).

Im Mittelpunkte der griechischen Lebensanschauung steht schon zur Heldenzeit ein ganz anderes Motiv als Kampfesfreude. Kampfeslust wird sogar rund heraus verurtheilt.

'Siehe, verhasst mir bist du vor allen olympischen Göttern!
Immer hast du den Zank nur geliebt, und Kampf und Befehdung!'

sagt Zeus zu Ares (I. 5, 890 f.), und Menelaos ruft den unbedingt couragierteren Troern in höhnendem Tadel zu (I. 13, 636 ff. vgl. 621. 630):

'Alles wird man ja satt, des Schlafs sogar und der Liebe,
Auch des süssen Gesangs und bewunderten Reigentanzes,

Welche doch mehr anreizen die sehnsuchtsvolle Begierde
Als der Krieg; doch die Troer sind niemals satt des Gefechtes.'

Im Mittelpunkte der griechischen Lebensauffassung steht die *Wertschätzung des Lebens*. Leben und heiterer Lebensgenuss (vgl. O. 9, 5 ff.) geht dem griechischen Helden über Alles. Achilleus selbst, der grösste Held, hält der Idylle des Friedens eine Lobrede trotz einem Max Piccolomini und, änderte späterhin nicht Patroklos' Tod seine Entschliessung, er würde ein ruhmloses Leben dem Heldentode gerne vorziehen (I. 9, 401 ff. *)). Höchst merkwürdig ist die Motivierung, mit welcher Sarpedon seinen Genossen Glaukos zum Kampfe aneifert (I. 12, 322 ff.):

'Trautester, könnten wir ja, durch Weigerung dieses Gefechtes,
Immerdar fortblühen, unsterblich beid' und unalternd;
Weder ich selbst dann stellte mich unter die vordersten Kämpfer,
Noch auch sendet' ich dich zur männerehrenden Feldschlacht.
Aber da gleichwohl Keren des schrecklichen Todes daherdrohn,
Tausende, die nicht meidet ein Sterblicher, oder entfliehet,
Auf! dass Anderer Ruhm wir verherrlichen oder den unsern!'

Ein sehr verständiges Resumé, nur nichts weniger als heroisch! Man vergleiche damit Beóvulfs knappe Erklärung 637—639 **).

So fest wurzelt der Grieche im Leben, dass selbst das höchste Kampfesziel die Aufopferung desselben nicht ganz aufwiegen zu können scheint. Als Hektor, überhaupt ein Muster der Tapferkeit unter Troern *und* Griechen, seine Landsleute zur *Todesverachtung* auffordert, klingt selbst in seinem Munde die Mahnung charakteristisch genug (I. 15. 496 ff.): 'οὔ οἱ ἀεικὲς ἀμυ-

*) Verstellte sich Achilleus hier den Gesandten Agamemnons gegenüber, so würden sie in ihrer Gegenrede gewiss darauf aufmerksam machen.

**) Noch deutlicher erklärt ein Vergleich mit Beov. 1387—1390 die verschiedene Stellung des griechischen und germanischen Helden zum Kampfe aus der Verschiedenartigkeit ihrer Weltanschauung. Wie I. 12, 322 ff. wird auch Beov. 1387 f. auf die Unvermeidlichkeit des Todes Bezug genommen. 'Jeder von uns', sagt Beóvulf, 'muss das Ende erwarten dieses Weltlebens'. Aber während der griechische Held im äussersten Falle sein Leben riskiert, da er doch einmal sterben muss, ist der Germane in jedem Augenblicke zum tödtlichen Kampfe bereit, erscheint der Kampf ihm geradezu als Lebenszweck, denn nur er vermittelt ihm die Theilnahme an dem unendlichen Weltleben (vergl. oben S. 15). 'Schaffe sich Ruhm', fährt daher Beóv. a. a. O. fort, 'wer da kann vor dem Tode; das ist dem Recken nach seinem Tode dereinst das Beste'. Es änderte an der Sache gar nichts, wenn die angeführte Stelle aus christlicher Zeit stammte. Sie wäre dann nur ein Beweis von der Fortdauer der auf heidnischer Weltanschauung beruhenden Auffassung des Kampfes bei unsern Ahnen auch nach Einführung des Christenthums (vergl. oben S. 15 f.).

νομενῳ περὶ πάτρης τεθνάμεν . . . es ist nicht unwürdig in der Vertheidigung des Vaterlandes gestorben zu sein.' — Das ist das äusserste Zugeständniss, zu dem der Grieche sich herbeilässt. Noch resignierter ist die Todesverachtung, zu der Aias auffordert (I. 15, 502—505. 509 f.):

'— — Nun gilt's, entweder zu sterben,
Oder uns Heil zu schaffen und unsern Schiffen Errettung!
Hofft ihr vielleicht, wenn die Schiffe gewinnt der gewaltige Hektor,
Dass dann jeder zu Fuss heimkehr' in der Väter Gefilde?
— — — — — — — — — — — — — — — —
Nun ist nirgend für uns ein besserer Rath und Entschluss mehr,
Als mit gewaffneter Hand vorwärts in die Feinde zu stürzen!'

Worin sonst der bessere Rath und Entschluss des griechischen Helden besteht, wird sich später zeigen. Hören wir jetzt aber die letzten Worte eines deutschen Helden, der todwund niedergesunken ist (Nib. 2239 f.):

'Unde ob mich mîne mâge nâch tôde wellen klagen,
den næhsten unt den besten den sult ir von mir sagen,
daz si nâch mir iht weinen daz sî âne nôt:
vor eines küneges handen lig ich hie hêrlîchen tôt.

Ich hân ouch hier inne sô vergolten mînen lîp,
daz ez wol mugen beweinen der guoten ritter wîp.
ob iuch des iemen vrâge, sô mugt ir balde sagen,
vor mîn eines handen lît wol hundert erslagen'. *)

Aber nicht blos Lebensfreude, sondern auch Lebensgenuss und weichliche Liebesfreuden treten dem Kampfmotive bei Homer entgegen und paralysieren dasselbe. 'Nicht mir rüge die Gaben der goldenen Aphrodite' sagt Paris zu Hektor (I. 3, 64 ff.), und unmittelbar aus der Schlacht hinweg trägt Aphrodite ihren Schützling in das Gebiet seiner eigentlichen Thätigkeit (I. 3, 380 ff. 441 ff. zu beachten 399—417).

Noch sind hier einige Züge zu erwähnen, die sich aus dem bisher Gesagten erklären. So, dass die Götter vor der Schlacht um Erhaltung des Lebens angefleht werden (I. 2, 401) — zwar nicht germanisch, aber rein menschlich. Dagegen ist es rein griechisch, wenn der Held sich nicht sowohl über Sieg und Ruhm, sondern darüber freut, dass er aus dem Kampfe mit heiler Haut weggekommen ist (I. 7, 173 f.). Paris geht noch einen Schritt

*) Man vergleiche auch Sigenot Str. 123 (von der Hagen und Primisser).

weiter und nimmt selbst seine Niederlage auf die leichte Achsel (I. 3, 439 f.); dennoch bleibt er ein tapferer Held (I. 6, 503—514 und 521 f. trotz 523 ff.). Dolon wird mit der geschäftigsten Bereitwilligkeit zum Verräther, nur um sein geliebtes Leben zu retten (I. 10, 413 ff.).

Der Kampf bleibt für den Griechen immer nur eine unangenehme Nothwendigkeit, er geht ihm womöglich aus dem Wege, denn er weiss sich Dinge genug, die ihn weitaus mehr interessieren (vgl. I. 13, 638 f.). Nur gezwungen verrichten die griechischen Völker ihre Heldenarbeit vor Troja. Wie gerne verzichten sie auf den Ruhm Priamos' Stadt zu erobern, so oft ihnen die Heimkehr winkt (vgl. I. 2, 142 ff. 289 f. 296—298):

'— — — — — — es bestehn nicht
Argos' Söhne die Schlacht, so die Schiff' in das Meer wir hinabziehn,
Sondern in Angst umschauend, vergessen sie alle der Streitlust!'

sagt Odysseus (I. 14, 99 ff.).

Was kommt bei der mit so grossem Aplomb (vgl. I. 20, 31 ff. 21, 385 ff.) angekündigten Theomachie heraus? Man erwartet einen Kampf wie auf der Ebene Wigrid. Aber das Resultat? Von dem Kampfe des Flussgottes Xanthos gegen Achilleus und Hephaistos abgesehen, machen Ares und Athene einen kurzen Waffengang; Apollon weicht vor Poseidon respectvoll zur Seite, Here schlägt der Artemis, die den Bruder deshalb tadelt, in sehr unziemlicher Weise ihren Köcher um die Ohren, und Hermes begnügt sich Leto ein galantes Compliment zu sagen. Die Götter haben es eben, wie Apollon meint (I. 21, 461 ff.), nicht nöthig sich der Sterblichen wegen zu incommodieren.

Aber nicht blos unbequem ist dem Griechen der Kampf. Er kann ein gewisses Grauen vor demselben nicht verläugnen. Hören wir den Dichter selbst, da er ein Schlachtbild beschreibt (I. 13, 339 ff.):

Weithin starrte die Schlacht, die vertilgende, rauh von Lanzen,
Lang emporgestreckten, zerfleischenden; und dem Gesicht war
Blendend der eherne Glanz von der Helme besonnetem Spiegel,
Neugeglättetem Panzergeschmeid' und leuchtenden Schilden,
Als sie sich nahten zum Kampf. Der müsst' ein entschlossener Mann sein,
Welcher mit Lust dort sähe die Arbeit und unerschüttert.

Halten wir dagegen die Stelle in den Nib. (180), da Siegfried, nota bene allein, das Sachsenheer erblickt:

Dô sach er her daz grôze daz ûf dem velde lac,
daz wider sîner helfe mit ungefuoge wac:
des was wol vierzec tûsent oder dannoch baz.
Sîfrit in hôhem muote sach vil frœlîchen daz.

Und ein paar Strophen später (202) heisst es, damit man nicht glaube, nur Siegfried komme solche Unerschrockenheit zu, von den Burgunden:

Dô die von Burgonden drungen in den strît,
von in wart erhouwen vil manic wunde wît:
dô sach man über satele vliezen das bluot.
sus wurben nâch den êren die helde küene unde guot.

Eris, als Kampferregerin in gewissem Sinne den Walküren der Germanen zu vergleichen, heisst (I. 11, 4) ἀργαλέη Mühe bereitend und (I. 11, 73) πολύστονος viele Seufzer erregend.

Phobos ist der Sohn und Begleiter des Ares, *der auch den kühn ausharrenden Krieger erschreckt* ὅστ' ἐφόβησε ταλάφρονά περ πολεμιστήν (I. 13, 299f.).

Kampf und Streit werden von den Göttern den Menschen zum Verderben erregt (I. 13, 358—360).

Die Schlacht πόλεμος heisst στυγερός entsetzlich (I. 4, 240), ὀλοός verderblich (I. 3, 133), κακός böse, verderblich (I. 13, 225), δυσηχής widrig tönend, schrecklich tosend (I. 18, 307), δακρυόεις thränenbringend (I. 5, 737), μάχη ἀλεγεινή traurig, leidig (I. 19, 46), φύλοπις ἀργαλέη mühevoll, beschwerlich (I. 11, 278) u. s. w.

Das Erz, die Waffe heisst unbarmherzig, grausam χαλκὸς νηλεής (I. 12, 427), Waffen tönen grauenvoll (I. 4, 420 f. und häufig).

Ich glaube, Belege genug für meine Behauptung!

Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn sich die griechische Kampfmethode von der germanischen wesentlich unterscheidet.

Der Grieche wägt seine oder seines Genossen Kräfte gegen die des Feindes ängstlich vor dem Kampfe ab und tritt zurück oder heisst den Freund zurücktreten, wenn er sich dem Gegner nicht gewachsen glaubt (I. 7, 109 ff.). Obschon der Einzelkampf für besonders ehrenvoll gilt (z. B. O. 11, 513 ff.), wird nicht nur der gewöhnliche Krieger davor gewarnt

(I. 4, 303—309), sondern auch der erprobte Held dem stärkeren Gegner gegenüber. So ermahnt Apollon Hektor, den Zweikampf mit Achilleus zu meiden und ihn vielmehr im Massenkampfe zu *erhaschen*, wie Voss frei, aber treffend übersetzt (I. 20, 375 ff.):

'— μηκέτι πάμπαν Ἀχιλλῆϊ προμάχιζε,
ἀλλὰ κατὰ πληθύν τε καὶ ἐκ φλοίσβοιο δέδεξο.'

Befreundete Helden werden von gefährlichen Unternehmungen zurückzuhalten gesucht. So Menelaos von Agamemnon (I. 10, 240. vgl. 7, 109 ff.).

Beim Anblicke des überlegen scheinenden Gegners zagen die Helden, auch die tapfersten; nicht nur Paris vor Menelaos (I. 3, 30 ff.), sondern auch Hektor vor Aias (I. 7, 216) und vor Achilleus (I. 22, 136 ff.), obschon er sich vorgenommen hat ihn zu bestehen (I. 22, 91 f.); umgekehrt wird von Achilleus erzählt, er habe Hektor *anzugehen gestutzt* (I. 7, 113 f.), und ebenso *stutzt* oder bebt Diomedes vor Hektor — τὸν δὲ ἰδὼν ῥίγησε Διομήδης — wenn schon er ihn kampfbereit erwartet (I. 11, 345). Idomeneus zagt vor Aineias (I. 13, 481 f.):

— δείδια δ' αἰνῶς Αἰνείαν —

der allerdings zugleich mit dem übrigens viel schwächeren Deiphobos herankommt. Dass Idomeneus überhaupt Stand hält, wird (470 ff.) rühmend hervorgehoben, obschon er gegen die Beiden nicht weniger als fünf Genossen zu Hülfe ruft (477 ff.).

Auch im Affecte des Kampfes vergisst der Held seiner Angst nicht. Aineias weicht dem Speerwurfe Achills aus δείσας angstvoll (I. 20, 278 f. vgl. 281—283*)).

Was vom Helden gilt, gilt natürlich von gewöhnlichen Kriegern nicht minder (I. 7, 215). Muth und Furchtlosigkeit des Heeres wird zwar wiederholt hervorgehoben (I. 5, 498. 520 ff. 13, 224 f.), das zeigt aber gerade, dass beides nicht immer unbedingt vorhanden. Und in der That beweisen zahllose Beispiele den Mangel dieser Eigenschaften in kritischen Momenten auf griechischer und troischer Seite (I. 15, 280. 14, 506 f. 15, 4. 16, 279 ff. 20, 44 ff.).

---

*) — — — entschlüpft der gewaltigen Lanze,
Stand er da, von Entsetzen umströmt die dunkelen Augen,
Ganz wie erstarrt, da so nah das Geschoss traf.

Verzagtheit der Helden kommt übrigens nicht blos im Kampfe, sondern auch bei andern gefährlichen Unternehmungen vor (O. 11, 526 f.) und ist eine so gewohnte Erscheinung, dass sie bei den Helden von vorneherein vorausgesetzt wird (I. 10, 38—41).

Diese Verzagtheit bringt die Helden zuweilen in äusserst bedenkliche Situationen, indem sie zwischen Ehrgefühl und Feigheit hin und her schwanken. Der Dichter selbst gibt dieser mitleidswerten Stimmung Ausdruck, als Hektor die tapfersten Achaier zum Zweikampfe herausfordert:

Schimpflich wars zu weigern und anzunehmen gefahrvoll

(I. 7, 93. vgl. hiezu 94 ff. wo das Ehrgefühl, und 120 ff. wo die Feigheit, und zwar durch Menelaos selbst, womöglich noch beredter zum Ausdrucke kommt).

I. 11, 404 ff. überlegt Odysseus und I. 21, 551 ff. Agenor, ob er fliehen oder Stand halten solle.

Eines der merkwürdigsten Beispiele findet sich I. 17, 90 ff. Menelaos überlegt, ob er vor Hektor zurückweichen und den Leichnam des für seine Ehre gefallenen Patroklos im Stiche lassen oder ob er Stand halten solle, obschon er weiss, im ersteren Falle *werde ihm jeder der Danaer eifern, welcher ihn anschaue.* Er entscheidet sich dennoch zuletzt für die Flucht und entschuldigt sich vor sich selbst damit, dass er nur dem Gotte weiche, in dessen Schutze Hektor kämpfe. Aber mit Aias, fügt er hinzu, würde er doch den Kampf gegen Hektor und den Gott aufzunehmen sich erkühnen. Es verscheucht ihn also doch nur die Angst Hektor allein zu bestehen. Als er dann wirklich mit Aias zurückkehrt, flieht Hektor (I. 17, 129). So fürchtet immer ein Held den andern . . . .

Führer und Götter werden daher nicht müde Helden und gewöhnliche Krieger mit guten und bösen, zuweilen sehr bösen Worten zum Kampfe zu ermuntern*), den Ehrgeiz in ihnen zu entflammen und sie von Flucht und Feigheit abzumahnen (I. 3, 38 ff. 4, 232 ff. 240—249. 288 f. 369 ff. 5, 528 ff. 6, 325 ff. 8, 228 f. 12, 266 ff. 13, 230. 15, 484 ff. 501 ff. 561 ff. 659 ff. 687 ff. 732 ff. — 13, 46 ff. 95 ff. 20, 79 ff.). Die Krieger selbst

*) Daher führt der Held den Namen *Rufer* d. h. Ermahner *im Streite*, vgl. Schoemann I^2, 85.

ermuntern sich untereinander. Die vor Hektor fliehenden Griechen fassen bei den Zelten wieder festen Fuss (I. 15, 657 f.), *denn es hielt sie Scham und Furcht, sie ermahnten sich unablässig einander*, es muss also sehr nothwendig gewesen sein. Dem Kriegsvolke wird die Ermahnung zum Kampfe durch Drohungen eingeschärft (I. 2, 357—360. 391—393).

Die Helden werden häufig durch die Aussicht auf den Ruhm angeeifert (I. 11, 290. 10, 212 f.), der ein Ziel ihrer Sehnsucht ist (I. 7, 91. 203 ff.).

Mitunter sind es aber auch gröbere Reizmittel, die ihren Muth zum Kampfe und zu andern gefährlichen Unternehmungen entflammen sollen: Geschenke (I. 10, 213 ff. 303 ff.) und die Aussicht auf Beute (I. 4, 238 f.).

Die Beute spielt überhaupt eine grosse, aber germanischem Gefühle nicht besonders zusagende*) Rolle im griechischen Heldenleben. Es ist Regel dem erschlagenen Feinde die Rüstung, auch das Gespann, als Beute zu nehmen oder durch Genossen nehmen zu lassen (vgl. I. 4, 463 ff. 488 f. 5, 48. 151. 164. 263 ff. 319 ff. 617 ff. 6, 28. 36. 7, 78. 82 f. 11, 100. 110 f. 247. 334 f. 580. 12, 187. 13, 400 f. u. s. w.); häufig geschieht diess in gieriger (I. 15, 579 ff.) und für unser Gefühl barbarischer Weise. So wenn der Sieger den Leichnam des Erschlagenen am Fusse ergreift und ihn aus der feindlichen Schlachtlinie schleift, um ihn in Sicherheit rasch aus der Rüstung zu schälen (I. 4, 463 ff.). Erst die Wegnahme der feindlichen Waffen bedeutet den vollständigen Sieg (vgl. I. 4, 532 *doch nicht nahm er die Wehr...*, 6, 480 f. 7, 78. 82 f.). Trotz des Schmerzes um Patroklos verschmäht Achilleus die Beute nicht (I. 21, 183). Nur ausnahmsweise werden die Waffen des Besiegten nicht als Beute genommen. Andromache erzählt, Achilleus habe ihrem erschlagenen Vater nicht das Waffengeschmeide geraubt,

'— denn grauenvoll war der Gedank' ihm'

(I. 6, 417). Aber es ist das der einzige Fall, den ich in der ganzen Ilias kenne. I. 17, 205 tadelt Zeus den Hektor, weil er dem getödteten Patroklos die Rüstung ausgezogen hat; er nennt das

*) *Die Beute, die war ihm nicht so viel, den Sieg hatt' er im Sinn.* Altdän. Heldenl. S. 23, Z. 5. Bei dem Hinweise auf Geschenke oder Beute wird um Lohn unbekümmerten Muthes erwähnt. Vgl. Ortnit 50, 4.

οὐ κατὰ κόσμον, *nicht der Ordnung gemäss*, aber wohl nur in dem einen Falle, denn die Plünderung des Besiegten ist, wie gesagt, Regel. Sie wird auch nach der Schlacht vollzogen (I. 6, 70 f. 10, 343), und während der Schlacht wird Beutemachen dem Kämpfen vorgezogen (I. 6, 68 ff.). Nestor eifert (a. a. O.) dagegen.

Auch ohne Kampf wird Beute gemacht. Diomedes und Odysseus führen die Rosse des in der Nacht überfallenen und getödteten Thrakerfürsten als Beute weg (I. 10, 470 ff.).

Die Beute ehrt den Helden (I. 1, 117 ff. 5, 273), der Held schätzt sie hoch (I. 1, 133 ff. 161 ff.), aber nicht sowohl als Zeichen seiner Tapferkeit, sondern um ihres materiellen Wertes wegen. Die Beute erscheint gewissermassen als Endzweck des Kampfes (I. 9, 401 ff. 18, 327). Ein Stück Habsucht verräth sich übrigens auch sonst im Charakter des griechischen Helden (z. B. O. 18, 281).

Aber trotz aller Beutelust und alles Ermahnens ist doch in Homer Feigheit ausdrücklich constatiert (I. 4, 299 f. 7, 92 ff. 129. 159 f. 13, 278 ff.). Auch in der germanischen Heldenzeit geschieht der Feigheit Erwähnung*), aber als einer Abnormität, die nicht nur als physische, sondern als moralische Schmach empfunden wird. Ich erinnere an Hagen, der auf der Fahrt zu den Hunnen am rechten Donauufer das Schiff entzwei schlägt (Nib. 1523), damit, wenn etwa ein Feiger sich im Heere befände, der dem Verderben entfliehen wollte, er hier wenigstens schmählichen Tod erlitte. Sogar den Verdacht der Feigheit sucht der Germane ängstlich von sich abzuhalten. Nach der ebenerwähnten Überfahrt über die Donau lassen die Burgunden auf Hagens Rath die Rosse langsamer gehen, denn er hat den Fergen erschlagen und erwartet deshalb einen Angriff; die Feinde sollen aber nicht glauben, man habe ihnen entrinnen wollen (Nib. 1533. vergl. auch Waltharius 1153 f.). So der Germane. Der Grieche aber spricht über die Feigheit mit grösster Ruhe als über eine in der Natur einmal vorhandene Erscheinung.

Schwäche bleibt, wo sie auch nicht in Feigheit ausartet, für den griechischen Helden charakteristisch. Der germanische Held fühlt sich beleidigt, wenn man ohne ihn kämpft (Nib. 1565), der Grieche entzieht sich dem Kampfe (I. 13, 224 f. *keiner, von*

---

*) So wird Beóvulf (v. 2599 f.) sogar von seinen Gefolgsleuten, freilich unerhörten Schrecknissen gegenüber, im Stiche gelassen. Aber man lese den bittern Tadel, den ihre Flucht erfährt (v. 2846 ff. 2865 ff.).

Trägheit lass, entzieht den Gefahren der Schlacht sich — jetzt, sonst kommt es aber vor, vgl. auch 13, 233 f.). Griechische Helden rasten hinter der Schlachtlinie während des heissesten Kampfes (I. 13, 84. 14, 1 ff. 14, 131 f.) oder weinen statt zu kämpfen, wenn ihre Partei sich im Nachtheil befindet (I. 13, 83 ff.):

> Hinten indess erregte die Danaer Poseidaon,
> Die bei den rüstigen Schiffen das Herz sich ein wenig erlabten,
> Welchen zugleich von der Mühe des Kampfs hinsanken die Glieder,
> Und auch Gram in der Seele obwaltete, weil sie die Troer
> Sahn hoch über die Mauer herein sich stürzen mit Heerskraft:
> Diese zu schaun, rann ihnen die häufige Thrän' aus den Wimpern,
> Denn nicht hofften sie Flucht aus den Schrecknissen.

Dass ein Held allein, wie es bei Germanen häufig genug vorkommt*), einer feindlichen Übermacht Stand hielte, begegnet bei Griechen nicht. Der griechische Held fühlt sich nur von Genossen umgeben sicher. Auch der Germane ruft, von der Übermacht umzingelt, den Freund zu Hilfe, aber der Grieche thut es gar etwas ängstlich (I. 11, 461 f. 12, 333—350). Idomeneus ruft gegen Deiphobos, der doch allein nicht gegen ihn zu kämpfen wagte, und Aineias fünf Genossen zu Hilfe (I. 13, 477 ff.) und da wird noch seine Kühnheit gerühmt (470 ff.). Odysseus unternimmt zwar, übrigens von Telemachos, Eumaios und Philoitios unterstützt, den Kampf gegen die Überzahl der Freier, aber nur weil er sie fast wehrlos wähnt. Sobald ihrer zwölf sich bewaffnet haben, erzittern ihm trotz der gehobenen Stimmung, in der er sich befindet, trotz des ihm zugesicherten Beistandes der Athene und der günstigen Vorzeichen Herz und Kniee (O. 22, 147 ff.).

Ja Einer hält nicht einmal Einem Stand, sondern alliiert sich einen Zweiten. Irinc bittet (Nib. 1972) seine Mannen auf den Knieen ihn allein mit dem gefürchteten Hagen kämpfen zu lassen. Aber Deiphobos nimmt (I. 13, 455 ff.) die Ausforderung des Idomeneus nicht nur nicht an, sondern nachdem er sich die Sache überlegt hat, holt er sich den Aineias zu Hilfe. Ebenso ruft Menelaos den Aias zu Hilfe, nachdem er allein vor Hektor geflohen (I. 17, 90—122).

Nach den bisherigen Erfahrungen wird es uns nich wundern, wenn der Grieche die Flucht, die dem Germanen nebst der

---

*) Z. B. Nib. 189 f. Der germanische Held setzt eine Ehre darein, ein grosses Wagniss allein zu bestehen. Vgl. Beovulf 425. 2345 ff. 2533 ff. 2541 ff. Ortnit 86. Iw. 909 ff.

Feigheit als grösster Schimpf gilt*), mit Erfolg und mit einer gewissen Vorliebe im Kampfe zur Anwendung bringt. Alle griechischen und troischen Helden fliehen irgend einmal, nur Achilleus nicht, weil von diesem grössten griechischen Helden geraume Zeit nichts zu erzählen ist. Um ihm aber nicht ungerecht zu werden, bringe ich die bereits erwähnte Stelle (I. 7, 113 f.) in Erinnerung, wonach er Hektor anzugehen wenigstens *gestutzt* hat. Ein Mann wie Paris flieht schon vor dem Kampfe, sobald er Menelaos nur sieht (I. 3, 30 ff.). Aber auch Hektor flieht mit den Ersten des Kampfes vor Odysseus (I. 4, 505), allein vor Diomedes (I. 11, 359 f.), vor den von Patroklos geführten Griechen, denn — wie es oft heisst — Zeus schickt ihm Feigherzigkeit ἀνάλκιδα θυμὸν ἐνῆκεν (I. 16, 656). Umgekehrt flieht Menelaos vor Hektor, nachdem er sich die Sache genau überlegt hat; er lässt noch dazu den Leichnam des Patroklos im Stiche (I. 17, 90 f.). Idomeneus flieht, denn *Furcht erfüllte das Herz ihm* (I. 17, 624 f.). Aias, der Telamonier, flieht, denn Zeus erregte ihm Furcht — Ζεὺς Αἴανθ' φόβον ὦρσεν (I. 11, 544. Vgl. über Aias noch I. 15, 727 ff. 16, 123 wo er vor Hektor zurückweicht).

I. 15, 320 f. fliehen die tapfersten Griechen, die Aias, Idomeneus, Meriones, Teukros, die sich auf Thoas Rath (295 ff.) zusammengethan haben, um den von Apollon und Hektor geführten Troern zu begegnen. — Ja Ares selbst flieht (I. 5, 864 ff. 885), der Kriegsgott heiligt die Flucht!

Ich übergehe andere Stellen (I. 13, 648. 15, 585 ff. 20, 90 ff. 188 ff.) bis auf I. 14, 74 ff. wo Agamemnon räth, von Troja zu fliehen und zwar bei Nacht, indem er erklärt:

> 'Nicht ja Tadel verdients, der Gefahr zu entrinnen, bei Nacht auch.
> Besser, wer fliehend entrann der Gefahr, als wen sie ereilet.'

Odysseus gesteht zu, dass sämmtliche Argeier ihm beistimmen würden (vgl. 95—101).

Massenflucht des Heeres kommt häufig vor (I. 11, 401 f.):

> Einsam blieb nun Odysseus, der Lanzenschwinger, und Niemand
> Harrt' um ihn der Achaier, denn Furcht verscheuchte sie sämmtlich.

---

*) Vgl. Nibel. 2280. Gudr. 953. Grimm, Altdän. Heldenl. S. 13, Z. 14: *viel lieber wollt' er männlich sterben als schimpflich entlaufen und fliehn.*

I. 14, 507 heisst es von den Troern:

Jeglicher schaut umher zu entfliehen dem grausen Verderben.

(Vgl. noch 15, 637 f. 652. 16, 284. 357 f.).

So ängstlich ist I, 17, 760 f. die Flucht der Griechen, dass ihnen sogar viel des Waffengeschmeides ringsher entsinkt.

Im geeigneten Momente ausreissen gehört eingestandenermassen zur Kampfmethode des griechischen Helden (I. 5, 224. 230—232. 249 f. 13, 512 f.) 'Kronion', sagt Aineias von seiner ersten Begegnung mit Achilleus, 'retttete mich, der Kraft mir erregt' und hurtige Schenkel' (I. 20, 92 ff.). Dass Agastrophos von der herkömmlichen Regel abweicht, kostet ihm das Leben (I. 11, 339 ff.).

Häufig springt der Held, nachdem er den Speer versendet hat, in die Reihen seiner Genossen zurück (I. 14, 408. 16, 812 ff.).

Höchst merkwürdig ist es, dass die Flucht, die doch in allen Theilen der Ilias vorkommt und von den tapfersten Helden nicht verschmäht wird, doch ein paarmal als Feigheit empfunden und perhorresciert wird (I. 5, 251—254. 8, 147 ff. von Diomedes, I. 11, 404 f. von Odysseus, I. 15, 564 von Aias). Es geht hier wie mit der Mässigung. Der griechische Held erkennt in der Theorie häufig ethische Grundsätze des Germanen an, gegen die er aus Schwäche in der Praxis verstösst. Er will gegen seine Natur ankämpfen, wenn er sich vornimmt vor dem gefürchteten, stärkeren Gegner nicht zu fliehen, wie diess Hektor im Hinblicke auf Achilleus thut (I. 18, 306 ff. 20, 370 f.). Auch Aineias hat sich vorgenommen den Achilleus zu bekämpfen, aber von Apollon an sein Versprechen gemahnt zagt er (I. 20, 83—85. 87 ff.). Da er seinen Entschluss bei festlichem Weintrunk gefasst hat*), hat er wohl bramarbasiert — ein Fehler, der in der homerischen Zeit wenigstens dem griechischen Helden sonst fremd scheint.

Der Flucht vergessen bezeichnet den Höhepunkt des hitzigsten Gefechtes (I. 11, 71. 15, 699 f. heisst es im Kampf um die Schiffe: *die Achaier dachten nicht zu entfliehn vor den Schrecknissen, sondern zu sterben.* I. 16, 771).

Verwundete Helden fliehen sofort, auch im Gegensatz zu germanischem Brauche (vgl. Nib. 1994). So Agamemnon (I. 11,

*) Der germanische Held hält sich gerade durch ein derartiges Gelübde gebunden (vgl. Beovulf 480 ff.), freilich wohl unter dem Einflusse einer sacralen Tradition. Vgl. Grimm R. A. S. 900 f.

273—283), sobald der Schmerz seiner Wunde fühlbar wird, obschon er zuerst trotz der Verwundung ausharrt (255), Diomedes (I. 11, 398ff.), obschon er nur leicht verwundet ist (vgl. 388 f.) und Andere (Eurypylos I. 11, 585. Glaukos 12, 390. Helenos 13, 596. Peneleos 17, 597 ff.). Eine Ausnahme macht der tapfere Hektor I. 7, 263, sie wird aber als solche hervorgehoben.

Gegen Wunden hat der griechische Held ausgesprochene Scheu. Die Helden schaudern bei leichter Verwundung (I. 4, 150. 11, 254. 17, 603), besonders beim Anblicke des Blutes; man hört Wehklagen in der Schlacht (I. 4, 450; der verwundete Ares brüllt vor Schmerz 5, 859 ff.). Nestor ermahnt (I. 14, 62 f.) die Leichtverwundeten, nicht ins Treffen zurückzugehen, 'denn es taugt der Verwundete nimmer zu streiten', was doch die Praxis germanischer Helden nicht bestätigt. Darauf schlägt Diomedes (14, 128 ff.) vor, ausnahmsweise, da doch die Noth so gross ist, dass Agamemnon zur Flucht rathen konnte, ins Gefecht zurückzukehren, um — die Andern zu ermahnen.

'Dort dann wollen wir zwar uns selbst enthalten des Kampfes,
Aus dem Geschoss*), dass nicht uns Wund' auf Wunde verletze
Doch ermahnen wir Andre zur Tapferkeit...'

Ehrlichkeit, Offenheit des Kampfes wird betont (I. 7, 243), wohl im Gegensatze zur Manier der Bogenschützen, die aus einem Hinterhalte hervor schiessen (I. 11, 369 ff. 13, 721; gilt einem Diomedes wenigstens für feig I. 11, 385 ff.). Es begegnet aber auch feiger Überfall des schlafenden Feindes (I. 10, 470 ff.). Diomedes und Odysseus tödten auf einer Recognoscierung dreizehn Thraker im Schlafe und rauben die Rosse des Königs. (Vgl. Nib. 1785, 2—4. Ortnit 262).

Sehr verschieden ist das Verhältniss, in welchem der deutsche und der griechische Held zum Feinde stehen, namentlich im Einzelkampfe.

Der Germane freut sich in dem Feinde einen ebenbürtigen Gegner zu finden. Achtet er doch nichts höher als Tapferkeit. Wenn es Nib. 185, 4 von Siegfried und Liudgast heisst:

ir ietweder den sînen an dem anderen vant

---

*) ἐκ βελέων, ausserhalb der Schussweite.

so spricht der Dichter aus dem Gefühle der Helden selbst heraus. Am deutlichsten ist dieses Gefühl Iw. 7360—7368 (vgl. Waltharius 1410 ff. 1417 ff.) ausgesprochen. Im Kampfe sucht der Germane seinem Gegner nach allen Regeln der Kunst zu schaden, aber dem Besiegten gegenüber bewährt er schonende Milde (vgl. Nib. 247, 4. 250. 313 f.), und unter Umständen werden die früheren Feinde gute Gesellen, die sich traulich zusammensetzen und über ihre Kampfesarbeit scherzen. So nach der Schlacht am Wasgensteine im Waltharius 1405 ff., so im Iwein 7378 ff. (vgl. auch Thidrekssaga c. 118—120). Immer aber behandeln die germanischen Helden sich würdig.

Nicht so die griechischen. Der Grieche sieht in dem Gegner immer nur den Feind, der ihm ans Leben will, und da das Leben sein höchstes Gut, der Kampf an und für sich ihm widerwärtig ist, hasst er ihn unbekümmert um seine Eigenschaften, ja er hasst ihn umsomehr, je tapferer er ist, denn er fürchtet ihn umsomehr. Teukros nennt den Hektor einen wüthenden Hund (I. 8, 299), ebenso schilt Achilleus den Hektor Hund (I. 20, 448) und er wiederholt den Schimpf gegen den Sterbenden (I. 22, 345). Menelaos apostrophiert die Troer 'schändliche Hunde' (I. 13, 623). Und daneben begegnet wieder der Wunsch durch den ebenbürtigen Gegner zu fallen, der doch auf Achtung des Feindes schliessen lassen sollte (I. 21, 279 ff.). Nur ausnahmsweise begegnet solche Achtung des Feindes, Anerkennuug seiner Tapferkeit, und wieder ist es Hektor, der sie bewährt (I. 7, 288 ff.)*).

Häufig reden sich die Helden vor dem Kampfe an, aber selten in würdiger Weise (wie I. 6, 119 ff.). Gewöhnlich ist die Anrede des Helden darauf berechnet den Gegner einzuschüchtern (I. 20, 177 ff. 20, 427 ff. wo Hektors Ruhe zu beachten ist, 21, 148 ff. 21, 580 ff.). Und wieder widerspricht hier die Praxis der Theorie. Der Gegner weist zuweilen den Wortwechsel vor dem Kampfe mit der Bemerkung zurück, es komme hier nicht auf Worte, sondern auf Thaten an (I. 20, 200—202. 211 f. 244 bis 257). I. 20, 430 ff. sagt Hektor zu Achilleus:

> 'Peleus Sohn, mit Worten fürwahr nicht, gleich wie ein Knäblein,
> Hoffe mich abzuschrecken, denn wohl vermöcht' ich ja selber
> So herzschneidende Wort', als frevele, auszurufen.'

---

*) Auf die höhere Gesittung der Troer den Griechen gegenüber hat auch Curtius, Gr. Gesch. I², 121 f. hingewiesen.

Trotzdem bricht der Held sogar in Schmähung des Gegners vor dem Kampfe aus (I. 5, 630 ff. 13, 822 ff. 21, 393 ff.) *).

Über den getroffenen Feind erhebt der Held jauchzenden Ausruf (I. 5, 101. 283. 11, 380 ff. 449 ff. 12, 391. 13, 413 ff. 619 ff. 14, 470 ff. 501 ff. 16, 828 ff. 20, 387 ff. 21, 183 ff. 409 ff.), und nicht selten höhnt er den Überwundenen (I. 13, 373 ff. 14, 479 ff.), zuweilen in grausamer Weise. So ruft Polydamas I. 14, 454 ff., als er Prothoenor mit dem Speere getroffen:

> 'Nicht ist jetzt, wie ich meine, dem muthigen Panthoiden
> Aus der gewaltigen Hand umsonst entsprungen der Wurfspiess;
> Sondern ihn trägt im Leib ein Danaer, welcher vermuthlich
> Nun, auf den Stab sich stützend, in Aides Wohnung hinabgeht.'

I. 16, 744 ff. ruft Patroklos, als er Kebriones vom Streitwagen herabschiesst:

> 'Wunder, wie ist er behende der Mann! wie leicht er hinabtaucht!
> Übt er die Kunst einmal in des Meers fischreichen Gewässern,
> Viele ja sättigte wahrlich der Mann mit gefangenen Austern,
> Hurtig vom Bord' abspringend, wie hohl auch stürme die Brandung:
> So wie jetzt im Gefild' er behend aus dem Wagen hinabtaucht!
> Traun auch im troischen Volk sind unvergleichbare Taucher!'

Und I. 21, 121 ff. wirft Achilleus den getödteten Lykaon mit grausamem Hohne in den Fluss, indem er ihm nachruft:

> 'Dort nun streck' im Gewimmel der Fische dich, die von der Wunde
> Sorglos dir ablecken das Blut! Nie bettet die Mutter
> Dich auf Leichengewand' und wehklagt; aber Skamandros
> Trägt dich strudelnd hinab in des Meers weitoffenen Abgrund.
> Hüpfend sodann naht unter der Fluth schwarz schauernder Fläche
> Mancher Fisch, um zu schmausen am weissen Fette Lykaons'.

Der gefangene Feind wird verkauft oder auch um Lösegeld freigegeben (I. 21, 101 f. 22, 45. 49 f., ebenso der kampflos gefangene I. 21, 40 f. vgl. mit 11, 104—106). Aber nicht immer wird die Bitte des Gefangenen sein Leben zu schonen und reiches Lösegeld für ihn zu nehmen erhört. I. 6, 53 ff. will Menelaos

---

*) Ganz anderer Art sind die Trotzreden germanischer Helden. Lediglich der Ausdruck übermüthigen Kraftbewusstseins, wollen sie den Gegner weder einschüchtern noch schmähen, fordern ihn vielmehr, oft mit grimmigem oder scherzhaftem Hohne, heraus. Vgl. Nibel. 1957 ff. 2205 ff. Waltharius 760 ff. 1351 ff. Beispiele aus nordischen Quellen gibt Gustav Freytag in den Bildern I^5, 205.

die Bitte des gefangenen Adrastos sein Leben zu schonen erhören, aber Agamemnon fordert den Bruder auf den Feind zu tödten, und der Dichter bemerkt (62): *sein Wort war gerecht.* (Vgl. noch I. 11, 143 ff. mit der Motivierung 138 ff. 20, 462 ff. und 21, 116 ff. mit der Motivierung 99 ff.). Ja gegen das ihm gegebene Versprechen sein Leben zu schonen wird der Gefangene treulos getödtet (I. 10, 383 vgl. mit 446 ff.)*).

Schon aus den bisher angeführten Stellen ist nicht nur Härte, sondern Grausamkeit gegen den Feind ersichtlich. Der griechische Held ist grausam. Schon in der Art vom Kampfe und vom Schicksale des Erschlagenen zu sprechen (I. 2, 416—418 und häufig. I. 21, 126 f. 203 f.). Wäre man noch im Zweifel, ob sich in solchen Fällen etwa blos aufmerksame Naturbeobachtung geltend mache, so manifestiert sich die Grausamkeit noch deutlicher in der Kampfweise und in der Plünderung des Besiegten. Die Ferse wird auf die Brust des Gefallenen gestemmt, um den Speer auszuziehen (I. 6, 64 f. 13, 618), der Leichnam des Feindes wird am Fusse ergriffen und weggeschleift, um ihn in Sicherheit plündern zu können (I. 4, 463 ff. 10, 488 ff. 13, 383 f. 17, 289 f.). Äusserungen der Helden selbst bezeugen ihre Grausamkeit. So sagt Agamemnon I. 6, 57 ff.:

> '— Keiner (der Troer) entfliehe nun grausem Verderben,
> Keiner nun unserem Arm, auch nicht im Schoosse das Knäblein,
> Welches die Schwangere trägt, auch das nicht! Alles zugleich nun
> Sterbe, was Ilios nährt, ohn' Erbarmen gerafft und vernichtet!' **)

'Dich hier nun fressen die Geier' sagt Hektor zu dem sterbenden Patroklos (I. 16, 835), und dieser grausam höhnende Zuruf begegnet häufig. Denn darin liegt der Gipfelpunkt der griechischen Grausamkeit, dass der Grieche nicht nur den wehrlosen, sondern auch den todten Feind zu hassen nicht aufhört, dass er noch gegen den Leichnam des Feindes wüthet.

Einmal ist es Regel (I. 18, 271 f. 283), den feindlichen Leichnam unbestattet zu lassen. Das hat der Germane nicht gethan (Gudr. 911. Hervarar saga c. 5. p. 429. Zu erwägen ist auch Sigrdrîfumâl Str. 33 f.). Und doch hätte er es weit eher thun können als der Grieche. Bei dem Germanen kam nur mensch-

*) Der Tod des Dolon ist nicht nothwendig (vgl. 443), auch nicht etwa eine Strafe für seinen Verrath an den eigenen Freunden, sondern der Gefangene soll nur für die Zukunft unschädlich gemacht werden.

**) Zu vergleichen Ortnit 332 ff. Gudrun 1502.

liches Mitgefühl in Frage, der Grieche aber schädigte durch seine Grausamkeit nach seiner religiösen Vorstellung die Ruhe des Todten (vgl. I. 23, 71 ff.). Ich habe auch von dieser grausamen Regel nur eine einzige Ausnahme in der ganzen Ilias bestätigt gefunden. Sie fällt mit der früher erwähnten Ausnahme von der Plünderung des Leichnams zusammen (I. 6, 418 f.).

Aber bei der Nichtbestattung des feindlichen Leichnams hat es nicht sein Bewenden. Der Leichnam des Feindes wird auch geschändet und gerade der des Tapfersten mit Vorliebe . . . . auf troischer und griechischer Seite*). I. 13, 202 ff. schlägt der Oileische Aias, erbittert über den Tod des Amphimachos, dem eben gefallenen Imbrios das Haupt ab:

— — und das Haupt vom zarten Genick' ihm
Schlug des Oileus Sohn, um Amphimachos heftig erbittert,
Schwang es darauf wie die Kugel umhergedreht ins Getümmel,
Und zu Hektors Füssen entrollete jenes im Staube.

Häufig wird um den Leichnam hervorragender Helden heftig gekämpft, weil ihn eben der Feind schänden und der Freund vor dem schrecklichen Schicksale bewahren will. I. 16, 558 f. ruft Patroklos, nachdem er den tapfern Sarpedon gefällt, ermunternd seinen Genossen zu:

'κεῖται ἀνὴρ ὃς πρῶτος ἐσήλατο τεῖχος Ἀχαιῶν,
Σαρπηδών. ἀλλ' εἴ μιν ἀεικισσαίμεθ' ἑλόντες.'

I. 17, 125 ff.:

Hektor, nachdem er Patroklos beraubt der prangenden Rüstung,
Zog ihn, das Haupt von der Schulter zu hau'n mit schneidendem Erze,
Und den geschleiften Rumpf vor die troischen Hunde zu werfen.

Deshalb also strengt der Sieger sich an den Leichnam des Feindes zu erobern (I. 17, 229 ff. vgl. noch 18, 176 ff. 17, 241. 255. 272 f. 557 f.).

I. 24, 409 kann Priamos voraussetzen, dass Achilleus die Leiche Hektors vielleicht schon in Stücke zerhauen den gierigen Hunden vorgeworfen habe.

---

*) Waltharius 1157 ff. fügt der Held den erschlagenen Feinden das abgehauene Haupt an den Rumpf. Mit Recht wird man in diesem Brauche, den Grimm S. 72 merkwürdig nennt, zugleich aber (S. 93, Anm.) als heidnische Heldensitte bewährt findet, einen Beweis der Pietät gegen die Feindesleiche erkennen. Vielleicht ist auch eine Stelle in den Altdänischen Heldenliedern S. 11 Z. 10 hieher zu ziehen.

Die grausame Behandlung der Leiche Lykaons durch Achilleus habe ich bereits erwähnt (I. 21, 120 f.). Und wem wäre das traurige Schicksal unbekannt, das Achilleus der Leiche des tapfersten Troers bereitet? Vergebens will Hektor gegenseitige Schonung des Erschlagenen bedingen (I. 22, 256 ff.), ein Beweis, wie sehr die Grausamkeit, die in der Schändung der Feindesleiche liegt, als solche empfunden wird. Vergebens wiederholt er im Sterben die Bitte seine Leiche zu schonen und stellt dem Sieger reiche Lösung in Aussicht (338 ff.):

'Dich bei dem Leben beschwör' ich, bei deinen Knien, und den Eltern,
Lass mich nicht an den Schiffen der Danaer Hunde zerreissen,
Sondern nimm des Erzes genug und des köstlichen Goldes
Dir zum Geschenk, das der Vater dir beut und die würdige Mutter.
Aber den Leib entsende gen Ilios, dass in der Heimat
Trojas Männer und Fraun des Feuers Ehre mir geben'.

Finster schaut' und begann der muthige Renner Achilleus:
'Nicht, du Hund, bei den Knien beschwöre mich, noch bei den Eltern!
Dass doch Zorn und Wuth mich erbitterte, roh zu verschlingen
Dein zerschnittenes Fleisch, für das Unheil, das du mir brachtest!
Niemand sei, der die Hunde von deinem Haupt dir verscheuche!'

So spricht der Todfeind — aber zu seiner Grausamkeit gesellt sich der Hohn der anderen Achaier, die an den Leichnam Hektors herantreten (372 ff.):

Also redete mancher, gewandt zum anderen Nachbar:
'Wunder doch! viel sanfter fürwahr ist nun zu betasten
Hektor, als da die Schiff' in lodernder Glut er verbrannte.'

Und der Grund dieses grausamen Hohnes? 'Er hat den Griechen viel Böses gethan, weit mehr denn die anderen alle' (380). Deshalb erhebt sich keine Silbe des Tadels, als Achilleus die Leiche des Gegners im Angesichte seiner Eltern und Freunde nach dem Lager schleift (396 ff.). Auch der Dichter begnügt sich mit der Bemerkung: *an Hektor, dem Held, unwürdige Thaten verübt er* — ἀεικέα μήδετο ἔργα (395). Achilleus aber will, Patroklos solle sich darüber freuen, dass sein Feind den Hunden zum Raube werde, während er die Ehre des Feuers geniesse (I. 23, 19 ff. 182 f.).

Das Furchtbarste ist, dass derlei grausame Züge nicht etwa als Ausbrüche masslos leidenschaftlicher Wuth vereinzelt stehen. Sie wiederholen sich und finden keine Missbilligung. Am Morgen nach der Bestattung des Patroklos (I. 24, 14—18)

und jeden folgenden Morgen (24, 416 f.) schleift Achilleus Hektors Leiche wieder dreimal um den Grabhügel des Freundes, und wieder bemerkt der Dichter nur: *Also misshandelte jener im Zorn den göttlichen Hektor* (I. 24, 22). Förmlich gerechtfertigt wird aber des Achilleus Grausamkeit durch den Beifall der den Troern feindlichen Götter. Während die anderen Götter die Leiche Hektors durch Hermes entführen lassen wollen, bleiben Here, Athene und Poseidon unversöhnlich (I. 24, 23—30). Erst am zwölften Tage gebietet Zeus dem Achilleus, ohne sein Benehmen wesentlich zu tadeln *), durch Thetis, Hektors Leiche dem Priamos gegen — Lösegeld **) zurückzugeben, und Achilleus erklärt sich bereit, da Zeus es befehle, dem Vater den geschändeten Leichnam des Sohnes zu — verkaufen (I. 24, 31—140).

Ich habe im Vorstehenden zusammengestellt, was mir in Bezug auf die Verschiedenartigkeit der Auffassung des Kampfes bei Griechen und Germanen von Belang scheint. Ich habe zur Ergänzung des griechischen Heldenideals noch einige, theilweise Griechen und Germanen gemeinsame Motive aufzuführen.

List wird von dem griechischen Helden häufig angewendet. Sie gilt als selbstverständlich, wo offene Gewalt nicht ausreicht (O. 1, 297. 11, 120). Zeus selbst gebraucht sie Agamemnon gegenüber (I. 2, 5 ff.). Ares giesst Menelaos Muth ein in der Hoffnung, er werde von Aineias gefällt werden (I. 5, 563 f.), Apollon täuscht Achilleus (I. 21, 599 ff.), Athene im Bunde mit Achilleus Hektor im Kampfe (I. 22, 222 ff.). Auf Odysseus Bitte entwindet Athene Aias im Spiele durch List den Sieg (I. 23, 770 ff.), und Odysseus selbst bedient sich im Spiele Aias gegenüber der List (I. 23, 725 f.).

Kampf und List erscheinen zuweilen identisch (vgl. O. 3, 118 f.), und der Preis in dieser Kampfesweise gebührt dem Odysseus (O. 3, 120 ff. 4, 244 ff. 271 ff.). Es ist bezeichnend, dass Troja schliesslich doch nur durch List in die Hände der Griechen fällt.

*) Es klingt uns wie Hohn, wenn er dem Priamos, um ihn über seine Sicherheit zu beruhigen, durch Iris sagen lässt: 'Nicht ja vernunftlos ist er, noch unachtsam, noch ein Frevler' (I. 24, 157). Trotzdem ist es ernsthaft gemeint.

**) Zeus will ja dem Sohne der Thetis Ruhm verleihen, vgl. I. 24, 110 f.

Klugheit ist eine Haupteigenschaft des Helden; φρονέειν fordert sein gutes Recht neben μάχεσθαι (I. 6, 79). Hektor heisst Διὶ μῆτιν ἀτάλαντος dem Zeus an Klugheit vergleichbar (I. 7, 47) und Patroklos θεόφιν μήστωρ ἀτάλαντος an Rath Unsterblichen ähnlich (O. 3, 110). Schärfe des Verstandes, Findigkeit gilt dem Griechen ebenso viel, wenn nicht mehr als Stärke des Armes. Die meiste Sympathie brachte er wohl dem Helden entgegen, der Beides in seiner Person vereint, Odysseus. Achilleus nennt sich mit einer Art von stolzer Resignation einen Mann

'— — — wie keinen der erzumschirmten Achaier
In dem Gefecht; denn im Rath besiegen mich andere Männer'

(I. 18, 105 f.).

Der Kluge weiss sich neben dem Starken zu behaupten und zur Geltung zu bringen. Polydamas erkennt dem Hektor den Preis im Kriegshandwerk, in Bezug auf πολεμήϊα ἔργα zu, aber nicht in βουλῄ und heisst ihn sich seiner überlegenen Einsicht unterordnen (I. 13, 727 ff.).

Ich erwähne nur im Vorbeigehen, dass auch der Germane die List nicht immer verschmäht, Klugheit der Helden zuweilen rühmend hervorhebt *), dass er aber häufig der der intellectuellen Überlegenheit baaren physischen Kraft eine gewisse gemüthliche Vorliebe entgegenbringt. Ich erinnere nur an den streitbaren Mönch und die Riesen des Volksepos, an Hänschen, das das Gruseln lernen will, im Märchen u. s. w.

Der griechische Held zeichnet sich durch eine gewisse, und zwar ziemlich hochentwickelte, formale Bildung aus. Wohlredenheit **) gehört zu seinen wünschenswerten Eigenschaften (I. 9, 440 f. 443. 15, 283 f. von Thoas), Anleitung dazu zu seiner Erziehung (I. 9, 442 f.). Seiner Worte Gewalt gibt Odysseus in der glänzenden Stelle I. 3, 209 ff. vor dem stattlicheren Menelaos den Preis.

Der Held übt die Kunst des Gesanges. So heisst es von Achilleus (I. 9. 185 ff.):

---

*) Beóvulf wird 1845 f. 'machtgestrenge, von Muthe klug, weis' in Worten' genannt. Man vergleiche die beachtenswerte Charakteristik Dietrichs und seiner Genossen in der Thidreks saga c. 172—183.

**) Wohlredenheit wird auch germanischen Helden nachgerühmt. Vergl. Thidreks saga a. a. O.

Als sie die Zelt' und Schiffe der Myrmidonen erreichten,
Fanden sie ihn, wie er labte sein Herz mit der klingenden Leier,
Schön und künstlich gewölbt, woran ein silberner Steg war,
Die aus der Beut' er gewählt, da Eetions Stadt er vertilget:
Hiemit labt' er den Muth und sang Siegsthaten der Männer.

Gewandtheit zeichnet die griechischen Helden aus. Ein Wink genügt zur Verständigung (vgl. I. 9, 223 f. 620).

Der griechische Held ist weichherzig und zartfühlend. Nur nicht gegen den Feind. Achills übrigens ziemlich kühle Erwiderung auf Priamos' rührende *) Rede fällt wie ein Strahl der Versöhnung mit dem grausamen Helden in unser Herz (I. 24, 515 ff.). Aber kaum dass Priamos in übermächtiger Sehnsucht nach dem Endzwecke seiner traurigen Wanderung einen Schritt über die Linie thut, innerhalb deren der hilflose Schutzflehende sich bewegen darf (553 ff.), so begegnet Achilleus dem Greise wieder mit rücksichtsloser Härte (558 ff.), ja er droht ihm sogar (567 ff.):

'— lass ab, noch mehr mein traurendes Herz zu erregen,
Denn sonst möcht' ich, o Greis, auch dein nicht schonen im Zelte,
Wie demüthig du flehst, und Zeus Aufträge verletzen.'

Der Scherz, den Achilleus sich später mit Priamos vor dem Schlafengehen erlaubt, verletzt geradezu unser Gefühl (I. 24 648 ff.):

'Draussen lagre dich nun, o lieber Greis, denn es möcht hier
Etwa ein Fürst herkommen der Danaer, welche beständig,
Rath mit mir zu halten, in meinem Gezelt sich versammeln.
Sähe dich Einer davon in der Nacht schnellfliehendem Dunkel,
Bald verkündigte der 's dem Hirten des Volks Agamemnon,
Und dir verzögert würde vielleicht die Erlassung des Leichnams.'

Man wundert sich förmlich über den Aufwand von Edelmuth, den Achilleus zuletzt (655 ff.) spontan verschwendet.

Ächtes Zartgefühl bringt der Grieche nur dem Freunde entgegen: dem Weibe zumal und dem Freunde im engeren Sinne. Wir erstaunen über die Tiefe und mehr noch über die Feinheit desselben. Tiefe des Gefühls theilt der Grieche mit dem Germanen;

'daz ist an mînen freuden mir der leste tac.
owê daz vor leide nieman wol sterben mac'

---

*) Vergl. **namentlich I. 24, 505 f.**

klagt Dietrich, als er von dem Tode seiner Mannen hört (Nib. 2260). Und wem das Beispiel etwa aus zu später Zeit entlehnt ist, den verweise ich auf das Hildebrandslied. Aber in Feinheit des Gefühls übertrifft der Grieche den Germanen unzweifelhaft. Es überrascht schon, wenn Priamos (I. 3, 306 f.) nach der Stadt zurückfährt, weil er seinen Sohn nicht mit Menelaos kämpfen sehen kann. Wie zärtlich ist Agamemnons Klage um Menelaos, da er ihn tödtlich verwundet glaubt (I. 4, 155 ff.)! Ich möchte gerade nicht bezweifeln, dass auch ein germanischer Held, wenn er in ähnlicher Situation wie Hektor aus dem Kampfe in die Stadt gekommen wäre, sich einen Augenblick Musse gegönnt hätte, um in seinem Hause nach Weib und Kind zu sehen (I. 6, 365 ff.)' und ich möchte derartiges für historisch frühe Zeiten nicht bezweifeln, wohl aber, ob eine derartige Scene in einem deutschen Gedichte eine ähnliche Darstellung hätte finden können wie bei Homer. Noch in den Nibelungen werden ähnliche Situationen ganz flüchtig umrissen. Aber mit welcher Sorgfalt malt uns der homerische Sänger die erwähnte Scene aus! wie Hektor mit Lächeln still auf das Knäblein blickt (404), wie das Kind sich vor dem Helmbusch scheut, wie Hektor, einen Moment der rauhen Kriegsarbeit vergessend, sein Söhnlein in den Armen wiegt und ein brünstiges Gebet für sein Heil zu den Göttern emporschickt, wie Andromache unter Thränen lächelt, da sie das Kind aus den Händen des Vaters nimmt (466 ff.)! Die Ausführlichkeit der Schilderung beweist, wie empfänglich der Dichter und sein Publikum für derartige Motive sein mussten.

Geradezu moderner Gefühlsweise entspricht es, wie Achilleus nach Patroklos Tode sich an kleine Züge im Zusammenleben mit dem Freunde erinnert (I. 19, 315 ff.), wie er der an und für sich gefühlvollen Voraussicht in die Zukunft gedenkt, die dem Dahingeschiedenen die Sorge um den Sohn übertragen wissen wollte (I. 19, 328 ff.). — Auch an Kleinem haftet die Zärtlichkeit des Helden. Odysseus wischt sich eine Thräne aus dem Auge, als ihn bei seiner Heimkehr in Bettlergestalt sein verwahrloster Lieblingshund erkennt und anwedelt (O. 17, 304).

Ueber das Weinen der griechischen Helden hat Lessing im Laokoon gehandelt. Es wäre nur zu bemerken, dass er unsern Vorfahren unrecht thut, wenn er sie mit Berserkern zusammmenwirft und ihnen unnatürliche Verbeissung des Schmerzes nachsagt. Allerdings weint der Grieche öfter als der Germane, aber

in den meisten Fällen würde es letzterer auch thun (vrgl. I. 1, 349. 7, 426. 17, 696, 700. 18, 35. 19, 5 ff. 24, 511. O. 4, 183 ff. 5, 82 ff. 8, 521 ff. 11, 466. 16, 216 ff. 22, 500 f. 23, 232. 24, 234), wenn auch mit etwas mehr Fassung als der Grieche (vrgl. I. 18, 34 f. mit Nib. 2259 f.). Aus Angst (O. 11, 527) oder statt zu kämpfen (I. 13, 86 ff.) weint der Germane allerdings nicht, wie es der Grieche thut.

Eine der schönsten Erscheinungen im Charakter des griechischen Helden ist die Freundschaft. Er theilt dieses Gefühl gleichmässig mit dem deutschen Helden. Der Freund beweist ebenso zarte Rücksicht für den Freund (I. 9, 190 f.), wie er ihm sonst freimüthig seine Meinung sagt (I. 16, 33—35). Geistige Verwandtschaft wird nicht nur der leiblichen gleich gestellt, sondern über sie gesetzt.

> 'Nicht geringer fürwahr als selbst ein leiblicher Bruder
> Ist ein Freund, liebreich und verständiges Herzens.'

(O. 8, 585 f.). Des Freundes Tod gilt für den grössten Schmerz (I. 23, 46 f. vgl. auch I. 18, 80 ff.), für grösser als selbst der Tod des Vaters und des eigenen Sohnes (I. 19, 322 ff.). Nie wird hartnäckiger gekämpft, als wenn es den Leichnam des Freundes zu vertheidigen gilt (I. 5, 297 ff. und häufig). Den Freund zu rächen, achtet der Held sein Leben gering (I. 18, 114 ff.). Achilleus verschmäht Speise und Trank, ehe er Patroklos gerächt (I. 19, 209 ff.). Der Geist des todten Patroklos steigt aus dem Aides herauf, um zu verlangen, dass sein und des Freundes Gebein eine Urne umschliesse (I. 23, 82 ff.).

Ich schliesse hieran die Erwähnung der Gastfreundschaft, die mit der germanischen auf einer Stufe steht. Gastfreundschaft ist Pflicht (O. 6, 207 f. 14, 57 f. 389), sie wird gepriesen (I. 6, 15. vgl. mit Nib. 1579) und glänzend bethätigt (O. 1, 119 ff. 3, 34 ff. 345 ff. 4, 30 ff. 7, 159 ff. 189 ff. 8, 40 ff. 546 ff. 14, 45 ff. 402 ff. 15, 188). Hervorzuheben ist die taktvolle Behandlung des Gastes. Erst nach der Bewirtung wird nach Namen und Geschäft des Fremden gefragt (O. 3, 69 ff. 4, 60 ff.). Auch sonst beweist man zarte Rücksicht gegen den Gast. Alkinoos heisst Demodokos sofort verstummen, als er merkt, dass sein Gesang Odysseus wehmüthig ergreift (O, 8, 537 ff. vgl. auch O. 15, 68 ff.). Gastfreundschaft vererbt (I. 6, 212 ff.). Gastfreunde vermeiden sich im Kampfe (I. 6, 226 ff.). Ver-

bunden mit Gastfreundschaft erscheint wie bei den Germanen Beschenkung des Gastes, die zuweilen sofort erwidert wird (O. 1, 312 ff. 319. 4, 589 ff. 8, 389 ff. 15, 74 f. 100 ff. I. 6, 230 ff.).

II. Das Weib.

Ich habe bereits oben S. 11 f. auf die grössere Schwierigkeit hingewiesen, welche eine Vergleichung des weiblichen Ideals im heroischen Zeitalter bei Griechen und Germanen bietet. Gewiss lassen sich auch für den Charakter wie für die gesellschaftliche Stellung des germanischen Weibes aus unseren der Zeit, Heimat und ihrer ganzen Entstehung nach so verschiedenartigen Quellen Motive nachweisen, welche der Heldenzeit eigenthümlich und während ihrer Dauer allen germanischen Stämmen gemeinsam gewesen sind. Aber neben dem Gemeinsamen tritt hier das Besondere weit stärker hervor als im Charakter des Helden. Unvergleichlich stärker machen sich aber im Charakter des Weibes jene Beeinflussungen aus der Fremde geltend, von welchen ich oben gesprochen habe, die Einführung des Christenthums, die Berührung mit der antiken Welt und später mit der Cultur unserer westlichen Nachbarn. Gerade der feinfühlige Charakter des Weibes ist für die jeweiligen Schwankungen des nationalen Lebens sehr empfindlich. Eine sorgfältige und verlässige Geschichte des deutschen Weibes bis etwa zum Ausgange des zwölften Jahrhunderts wäre für die Kenntniss der wichtigsten Periode in der uns vor Augen liegenden Geschichte unseres Volkes ebenso lehrreich, als sie schwierig ist.

Übrigens ist bei der in Rede stehenden Vergleichung noch aus anderen Gründen Vorsicht geboten. Jch habe oben (S. 9 ff.) das Unternehmen Erscheinungen der griechischen und germanischen Heldenzeit mit einander in Parallele zu bringen ausdrücklich gerechtfertigt. Dass die Griechen um mehr als ein Jahrtausend früher in ihr Heldenzeitalter eingetreten sind als die Germanen, brauchte im vorigen Abschnitte nicht berücksichtigt zu werden.

Hier aber ist zu erinnern, dass das Weib im heroischen Zeitalter nur zum Theile von den Motiven beeinflusst wird, welche dieser Periode des Volkslebens bei Griechen und Germanen ein gleichartiges Gepräge geben. Bei unserem Volke erscheint diese Beeinflussung sehr stark, bei den Griechen ist sie, merkwürdig aber bezeichnend genug, kaum nachzuweisen. Nur insoweit wir aber von einer Einwirkung der erwähnten Motive auf das weibliche Ideal sprechen, haben wir von vorneherein ein Recht das Weib des griechischen und des deutschen Heldenzeitalters in eine Linie zu stellen. Gehen wir auf andere Motive ein, welche mit der heroischen Zeit nicht in Zusammenhang stehen, so müssen wir erst fragen, ob die Griechin Homers und die Germanin der Völkerwanderung oder etwa des Tacitus in derselben Phase der Entwicklung stehen?

Das germanische Weib erscheint nach unseren ältesten Quellen in einer Stellung, welche der des griechischen Weibes bei Homer vielfach ähnlich ist. Wie bei Homer ist noch in der ältesten Zeit unserer Geschichte die Eheschliessung ein Kauf des Weibes *); wie die Griechin bleibt die Germanin unmündig; vielleicht besteht sogar noch neben der Ehe ein rechtmässiger Concubinat (so Weinhold, Die deutschen Frauen S. 286 ff.). Wir müssen annehmen, dass die Stellung des Weibes bei Griechen und Germanen in der Urzeit dieselbe war; gewiss war sie auch bei den Germanen einst eine sehr untergeordnete **). Und doch geniesst das deutsche Weib beim Beginne unserer Geschichte (vgl. Tacitus Germania c. 8) eine Achtung, wie sie der Griechin in der Blüthezeit hellenischer Cultur nicht zu Theil geworden ist. Müssen wir nun in der Geschichte der Germanin eine in vorhistorischer Zeit liegende Entwicklungsphase annehmen, wie sie uns Homer für die Griechin überliefert hat? Und wäre diess der Fall, woher datiert die hohe Stellung des deutschen Weibes, welche dem Römer auffiel?

Wir werden diese Frage aus unsern Geschichtsquellen vergebens zu beantworten suchen. Aber auf eine andere Frage ist

---

*) Ich verweise für das ff. auf Grimm R. A. 420 ff.

**) Der Germane konnte sein Weib verschenken nnd verkaufen (Grimm R. A. 450). Das ist unzweifelhaft, naturwissenschaftlich zu reden, ein Rudiment uralter Rechtstradition, dessen Existenz übrigens gegen die von Tacitus verbürgte hohe Stellung des germanischen Weibes so wenig beweist, als es heutzutage in England für die Stellung des weiblichen Geschlechtes von Belang ist, wenn man dort in den niederen Volksschichten noch jetzt ausnahmsweise dem alten Brauche begegnet.

vielleicht eine Antwort zu finden. Wie kommt es, dass die Griechin, die zu Homers Zeit bereits aus ihrer Stellung zu einer höheren emporstrebt, nicht auf dieselbe Stufe gelangte wie die Germanin, und dass sie sich nicht einmal, mindestens bei dem ionischen Stamme, auf der niedrigeren Stufe, die sie später erstiegen hat, zu behaupten vermochte? Denke ich mir die Geschichte des griechischen Weibes von Homer bis zu den Tragikern von denselben Gesichtspunkten aus untersucht wie die Geschichte des deutschen Weibes in der Arbeit, die ich oben als wünschenswert hingestellt habe, so würde eine derartige Untersuchung die zweite Frage beantworten, vielleicht aber auch eine Beantwortung der ersten Frage erschliessen lassen. Jedenfalls wäre die Verfolgung des weiblichen Ideals der Griechen in den angegebenen Gränzen und von den erwähnten Gesichtspunkten aus für die Erkenntniss des griechischen und des germanischen Volkscharakters ebenso instructiv als die Vergleichung des griechischen und deutschen Heldenideals im heroischen Zeitalter und ein neuer Beweis, mit welchem Nutzen sich die deutsche und die classische Alterthumskunde in die Hände arbeiten können.

Auf einige Punkte, in welchen die Griechin in ihrer Art und Stellung, in ihrer Stellung namentlich zu den treibenden Motiven des heroischen Zeitalters, sich von der Germanin unterscheidet, glaubte ich bereits hinweisen zu können, und diess ist éin Grund, warum ich auf die Darstellung des griechischen Weibes, wie es bei Homer erscheint, nicht verzichten wollte. Ein anderer Grund liegt darin, dass das Bild des griechischen Helden durch die Betrachtung seiner Stellung zum Weibe und durch die Betrachtung der Eigenart des griechischen Weibes selbst wesentlich ergänzt wird. Einige Bemerkungen über Familie und Blutsfreundschaft habe ich angeschlossen.

Wie in jeder natürlichen Zeit fesselt den griechischen Helden zunächst die sinnliche Erscheinung des Weibes, seine Schönheit. Er wird nicht müde sie zu preisen, einzelne Züge derselben hervorzuheben, wie Statur und Wuchs δέμας und φυή (I. 1, 115), Grösse μέγεθος (O. 18, 248 f.) und schlanken Gliederbau μῆκος (O. 20, 71). Eine Fülle von Beiwörtern bezieht sich auf die Schönheit des Körpers und der äusseren Erscheinung überhaupt, wie schönwangig (I. 1, 143. O. 15, 123), schöngelockt

ἠύκομος (I. 2, 689. 3, 329. 9, 339) εὐπλόκαμος (O. 1, 86), weissarmig (I. 3, 121. 6, 371. O. 6, 101. 7, 233) schöngegürtet (I. 1, 429. 9, 366) u. s. w.

'Dreimal selig dein Vater fürwahr und die würdige Mutter,
Dreimal selig die Brüder zugleich! Muss ihnen das Herz doch
Stets von entzückender Wonn' ob deiner Schöne durchglüht sein,
Wenn sie schau'n, wie ein solches Gewächs hinschwebet zum Reih'ntanz'

sagt Odysseus zu Nausikaa (O. 6, 154 ff.).

Selbst der Sohn ist um die Schönheit der Mutter ängstlich besorgt (O. 2, 377).

Die Lebensfreude, die Heiterkeit des Daseins tritt dem Griechen gleichsam verkörpert im Weibe entgegen. Deshalb denkt er sich das Mädchen freudigblickend ἑλικῶπις (I. 1, 98), wie ihm Aphrodite holdanlächelnd, das Lächeln liebend φιλομειδής (I. 3, 424 und oft) heisst. Man ist beinahe versucht zu sagen, das Grundprincip der griechischen Lebensanschauung sei im Weibe, das der germanischen im Manne repräsentiert, und das griechische Heldenideal sei von den vornehmlich durch das Weib vertretenen Motiven in ähnlicher Weise beeinflusst, wie das weibliche Ideal der Germanen etwas Heldenmässiges an sich hat. Auch das Weib sollte bei den Germanen an der Kampfesfreude, die wenigstens im heroischen Zeitalter im Mittelpunkte der nationalen Lebensanschauung stand, participieren. Aus dieser Auffassung gieng das hehre Ideal der *Walküre* hervor, das, wie die deutschen Frauennamen beweisen, tief im germanischen Volksbewusstsein wurzelte. Ich gebe zu, dass der Germane hiemit eine von der Natur gezogene Gränze überschritt, obschon er gerade in der Überschreitung dieser Gränze eine weise Mässigung zeigt, worauf ich aber hier nicht näher eingehen will. Wenn die Griechin sozusagen *weiblicher* erscheint als die Germanin, so fehlen ihr gerade in einer Richtung gewisse Eigenschaften, die wir heute noch bei *unseren* Frauen als vorzugsweise weibliche Tugenden verehren. Und diese Tugenden sind ein Erbtheil der Walkürennatur des deutschen Weibes. Das deutsche Weib, das vor keiner Wunde zurückschreckte, ist die natürliche Ärztin und Pflegerin des verwundeten Kriegers. So war es bei uns im Alterthume und so ist es noch heute. Ich finde aber im ganzen Homer nicht ein Beispiel, dass die so geschickte und rührige Griechin dem Verwundeten Heilung und Pflege brächte. So hätten wir auch beim

germanischen Weibe einen schönen Grundzug seiner Eigenart auf die eigenthümliche germanische Auffassung des Kampfes zurückgeführt.

Begnügen wir uns nach dieser Abschweifung festzuhalten, dass das griechische Weib im heroischen Zeitalter mit Kampf und Waffenhandwerk nichts zu schaffen hat (vgl. I. 7, 236. 6, 492. O. 21, 352). Es ist charakteristisch, dass das deutsche Weib den in die Schlacht ziehenden Helden waffnet, während die Griechin nur den aus der Schlacht zurückgekehrten Krieger entwaffnet (I. 17, 207 f.). Übrigens liebt die Griechin Tapferkeit (vgl. I. 3, 426 ff. 6, 350 ff., O. 14, 211—213). Eine geheime Neigung Helenens für den tapfern Hektor ist unverkennbar (vgl. I. 6, 343 ff. und 24, 760 ff.). Es ist echt weiblich, wenn Helene den lässigen Paris spornt (I. 6, 337 f.) und den feigen mit bittern Vorwürfen empfängt (I. 3, 426 ff), während Andromache den tapfern Hektor anfleht sein Leben zu schonen (I. 6, 405 ff.). Wie in deutschen Heldengedichten finden wir auch in Homer das Weib auf der Zinne, um nach dem Helden auszuschauen (I. 6, 372 f. 386 ff.). Tapferkeit und Schönheit stehen in Wechselbeziehung zu einander und auch dem Griechen gilt der Grundsatz: dem Tapfersten die Schönste! (I. 3, 46 ff.).

Die Erziehung der griechischen Jungfrau, so wenig wir über dieselbe erfahren, ist gewiss streng im Hinblicke auf die künftige Stellung des Weibes gehalten (vgl. O. 6, 25 ff.), aber das griechische Mädchen lebt so wenig wie das Weib in ängstlich gehüteter Abgeschlossenheit. Die Griechin kennt keinen Zwang. Ein Bild heiterer Anmuth, freier ungezwungener Natürlichkeit tritt uns Nausikaa entgegen. Ohne Knechte fährt sie, selbst die Maulthiere lenkend, mit ihren Mädchen an den Strand (O. 6, 81 f. 316 ff.) und mit der Arbeit wechselt fröhliches Spiel. Sie zeigt sich entschlossen, nichts weniger als zimperlich, als ihr Odysseus entgegen tritt (O. 6, 138 ff.). Sie flieht nicht vor ihm, sondern sie steht ihm hilfreich bei. Sie verbirgt nicht das natürliche Gefühl ihres Herzens.

'Wäre mir doch ein solcher Gemal erkoren vom Schicksal,
Wohnend in unserem Volk, und gefiel es ihm selber zu bleiben!'

sagt sie von Odysseus zu ihren Gespielinnen (O. 6, 244 f.). Aber sie ist besorgt um ihren Leumund (O. 6, 273 ff.) und hält strenge auf Sitte (O. 6, 286 ff.).

Die Hausfrau treffen wir in ihrem Hause beschäftigt mit weiblicher Arbeit mitten unter ihren Mägden und Weibern

(vgl. I. 6, 323 f. 6, 490 f. O. 1, 357 ff. 6, 52 f. 17, 97). Kunstfertigkeit in weiblicher Arbeit erscheint neben der Schönheit als schätzbarste Eigenschaft des Weibes (I. 1, 115. 9, 128 ff. 388 ff. 13, 431 f. O. 2, 118 f. 20, 72). Neben der Kunstfertigkeit und Schönheit aber wird bezeichnend genug für die Schätzung des Weibes bei den Griechen Geist genannt (vgl. I. 1, 115. 13, 432. O. 20, 71). Penelopen wird einmal (O. 2, 118 f.) Klugheit und List und ein andermal (O. 18, 248 f.) ein sich gleichbleibender, fester Sinn nachgerühmt. Alkinoos' Gemahlin, Arete, übertrifft sogar Männer an Geist (O. 7, 73 f.):

'— nicht fehlet es ihr an Geist und edlem Verstande,
Ja auch Zwiste der Männer entscheidet sie selber mit Weisheit.'

Helene kommt ihrem Gemahle in glücklicher Deutung eines Anzeichens zuvor (O. 15, 170 ff.). Ein wahrhaft imposanter Beweis aber für ihre Geistesgrösse liegt in dem ruhigen Urtheil, dass sie über sich selbst fällt (I. 6, 344 ff.):

'O — des schnöden, des unheilstiftenden Weibes!
Hätte doch jenes Tags, da zuerst mich geboren die Mutter,
Ungestüm ein Orkan mich entrafft auf ein ödes Gebirg' hin,
Oder hinab in die Woge des weitaufrauschenden Meeres,
Dass mich die Woge verschläng', eh' solche Thaten geschehen!'

Wie hoch der Grieche das Weib schätzt, ergibt sich aus dem Urtheile der troischen Greise über Helene (I. 3, 156 ff.):

'Niemaud tadle die Troer und hellumschienten Achaier,
Dass um ein solches Weib sie so lang' ausharren im Elend!'

Achilleus zürnt nicht blos über die von Agamemnon erfahrene Schmach, sondern auch, und man möchte beinahe meinen hauptsächlich über den Verlust der Briseis (I. 9, 335—343):

'— — — — mir einzigen nur der Achaier
Nahm er und hat die Genossin, die reizende, der er in Wollust
Froh sein mag! Was bewog denn zum Kriegszug gegen die Troer
Argos' Volk? Was führt er daher die versammelten Streiter,
Atreus' Sohn? Wars nicht der lockigen Helena wegen?
Lieben sie etwa allein von den redenden Menschen die Weiber,
Atreus' Söhn'? Ein Jeder, dem gut und bieder das Herz ist,
Liebt sein Weib und pflegt sie mit Zärtlichkeit: so wie ich selbst auch
Jene von Herzen geliebt, wiewohl mein Speer sie erbeutet.'

Und I. 6, 450 ff. erklärt Hektor, dass er sein Weib höher schätze inniger liebe als die nächsten Blutsverwandten:

'— nicht geht mir so nahe der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos auch des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, soviel und so tapfer,
All' in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getödtet:
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumschirmten Achaier
Weg die Weinende führt — — —'

Das Weib ist sich bei Homer seines Einflusses auf den Mann wohl bewusst. Es überredet durch Liebkosung (I. 1, 500 f. vgl. 8, 371), es weiss im geeigneten Momente einzulenken und durch Sanftmuth umzustimmen (I. 8, 31 ff.), es weiss seine Stunde abzuwarten. Athene sagt von Zeus, da er nicht ihren Willen thut (I. 8, 373):

'aber er nennt mich einmal blauäugiges Töchterchen wieder!'

Und die Gattin bestrickt den Mann, wenn alle anderen Stricke reissen, durch erheuchelte Zärtlichkeit (I. 14, 158—165).

Immer aber ist es die persönliche Stellung, welche das Weib als Gattin, Geliebte oder Tochter benützt, um sich dem Manne gegenüber Geltung und Einfluss zu verschaffen. Von einem Cultus des Geschlechtes, wie er für unser Volk aus sehr früher Zeit überliefert ist (Tacitus Germ. c. 8. vgl. Weinhold, Die deutschen Frauen S. 138 f.), auf den das Weib dem fremden Manne gegenüber sich berufen kann (vgl. Dietrichs Flucht 4314. 4322 f. mit O. 1, 357 ff.), ist bei den Griechen keine Rede. Es lässt sich vielmehr nachweisen, dass sich das griechische Weib unmittelbar vor dem homerischen Zeitalter nicht einmal noch in der orientalischen Völkern gegenüber freilich sehr bevorzugten Stellung befand, in welcher wir es soeben betrachtet haben. Es finden sich noch im homerischen Zeitalter Spuren des früheren Verhältnisses, welche in einzelnen Fällen die Stellung des Weibes, wie ich sie vorhin als im Allgemeinen giltig gezeichnet habe, wesentlich herabdrücken mussten.

Ich sehe davon ab, dass das Weib als Kriegsbeute weggeführt wird (vgl. I. 8, 291. 9, 139 f. 366. 6, 454 ff. O. 3, 154. 8, 529 ff.), auch davon, dass Sklavinnen als Kampfpreise ausgesetzt und verschenkt werden (vgl. I. 9, 128 ff. 19, 245 f. 22, 164. 23, 261. 263. 704 f. O. 24, 278 f.). Aber es besteht noch gemilderte Vielweiberei in dem Institut der Beischläferinnen. Unverheiratete und verheiratete Männer halten sie, Griechen

und Troer. Agamemnon stellt die Chryseis in seiner Achtung der Ehegattin gleich oder sogar über sie (I. 1, 112 ff. vgl. auch O. 1, 433 trotz 434). Menelaos hat einen Sohn Megapenthes von einer Sklavin (O. 4, 11 f.), was gewissermassen durch die Unfruchtbarkeit der Helene nach der Geburt der Hermione motiviert wird (O. 4, 12 ff.). Priamos hat Nebenweiber γυναῖκες; fünfzig Söhne hat er, neunzehn gebar ihm die Gattin, die anderen ἐνὶ μεγάροισι γυναῖκες (I. 24, 497)*). Wie sehr Achilleus an Briseis hängt, obschon er neben ihr noch andere Beischläferinnen hat (I. 9, 664 ff. auch 366), habe ich schon erwähnt (vgl. I. 9, 342 f.). Auch Briseis hat Gefallen an ihrem Herrn (I. 1, 348), obschon er ihren Gemahl und drei Brüder im Kampfe getödtet (I. 19, 291 ff.). Merkwürdig ist die Stelle (I. 19, 297 ff.), in welcher Briseis, da sie um Patroklos klagt, behauptet, er habe sie zu Achills rechtmässiger Gattin, zur κουριδίη ἄλοχος desselben machen wollen, sobald sie nach Phthia heimgekehrt wären. Die Stelle steht mit einer anderen (I. 9, 394 ff.), gleichviel aus welchen Gründen, in Widerspruch. Aber sie beweist ebenso die Möglichkeit, dass die kriegsgefangene Sklavin die Gattin ihres Herrn werden konnte, als die theilnahmsvolle Beziehung, in welcher der Freund zur Beischläferin des Freundes stehen mochte.

Das Weib, d. h. die Gattin wird von dem Bräutigam förmlich gekauft (I. 9, 146 f. 11, 243 ff. 13, 366. 16, 178. 190. 22, 472. O. 6, 159. 8, 318 f. 11, 282. 15, 18). Die Höhe des angebotenen Kaufpreises entscheidet in der Regel den Erfolg des Freiers (vgl. O. 6, 159. 15, 18)**). Die Hochzeitsgeschenke oder der Kaufpreis, den der Mann an die Eltern der Braut gegeben hat, werden bei Lösung der Ehe zurückgefordert (O. 8, 318 f.). Neben dem Kaufpreis, den der Gatte zahlt, kommt aber auch schon die Mitgift vor, die der Braut von den Eltern gegeben wird (I. 9, 147 f. O. 1, 277 f. 2, 53. 196 f.) und auch der Brautschatz folgt dem Weibe ins elterliche Haus zurück (O. 2, 132 f.).

Das griechische Weib wird eigentlich nie mündig. Aus dem mundium des Vaters oder der männlichen Verwandten tritt

*) Über die Stellung der Kinder von Beischläferinnen neben denen der rechtmässigen Gattin gibt Schoemann, Gr. Alterth. I², 56 f. hinreichenden Aufschluss.

**) Ausnahmen lehren O. 14, 210—213. 21, 68 ff. Der Kaufpreis wird durch eine kühne That ersetzt I. 13, 366 f. O. 11, 287 ff. Vgl. Weinhold, Altnord. Leben S. 242.

die Jungfrau in das mundium des Mannes. Die Witwe bleibt im Hause des Gatten (O. 2, 131 ff. 135 ff.), aber nicht als unbeschränkte Herrin, sondern im mundium des Sohnes (vgl. O. 1, 357 ff. 21, 350 ff.). Will sie sich wieder vermählen*), so kehrt sie in das elterliche Haus zurück, tritt also wieder in das frühere Verhältniss zu ihrer Familie ein (O. 1, 276 ff. 2, 114 f.).

Das Mädchen scheint dem Werber vom Vater, ohne um seine Einwilligung gefragt zu sein, zugesprochen zu werden (vgl. I. 9, 142. 144 ff.). Vielleicht dass diese Einwilligung an der angeführten Stelle stillschweigend vorausgesetzt wird, wie es von der Witwe, die, um sich wieder zu vermählen, ins väterliche Haus zurückkehrt, ausdrücklich heisst: sie heiratet *wen etwa der Vater verlangt und selber sie auskor* (O. 2, 115. 1, 276 ff.). Ebenso wählt der Vater dem Sohne die Braut mit dessen Einwilligung (vgl. I. 9, 394. 397).

Ich habe hier die Belege zusammengestellt, welche beweisen, dass das Weib unmittelbar vor Homer sich noch in einer weit gedrückteren Stellung befand als im heroischen Zeitalter. In der heroischen Zeit strebt das Weib eben aus dieser Stellung zu einer würdigeren herauszugelangen. Es beginnt bereits den ungetheilten Besitz des Mannes zu fordern. Durch welche grauenhafte Mittel sucht noch Amyntors Gemahlin ihren Zweck zu erreichen (I. 9, 449—453)! Aber das Weib macht entschiedene Fortschritte. Laertes berührt Eurykleia nie, aus Scheu vor dem Zorne seines Weibes, obschon er sie im Hause ehrt gleich der züchtigen Gattin (O. 1, 433 f.). Es ist wohl nicht ohne tieferen Sinn, wenn Klytaimnestra, obschon selbst Ehebrecherin, des Agamemnon Sklavin Kassandra über ihrem Gemahle ermordet (O. 11, 422 ff.).

Aber auch der Mann weist reinere Ansichten über die Stellung zum Weibe auf. Trotz der Liebe zur Briseis und trotz all seiner Sklavinnen sehnt sich Achilleus nach einer Gattin und nach einem häuslichen Herde (I. 9, 398 ff.).

Wer wüsste nicht, wie tief diese Liebe zum häuslichen Herde, zur Heimat in der Brust des Griechen wohnt? Im Mittelpunkt dieses Heimatsgefühls steht aber immer die Liebe zu Weib und Kind (vgl. I. 2, 292 ff. 5, 480. 688.).

---

*) Die Germanin folgt dem Gatten wahrscheinlich noch nach dem homerischen Zeitalter in den Tod (vgl. Grimm R. A. 451). Noch zu Tacitus Zeit missbilligten manche Stämme die Wiederverheiratung der Witwe (Germ. c. 19).

'— Nichts ist wahrlich so wünschenswert und erfreuend,
Als wenn Mann nnd Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind' ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund'; und mehr noch geniessen sie selber!'

(O. 6, 182 ff.).

Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von fern aufsteigen zu sehen
Seines Lands — —

begehrt Odysseus in der Fremde (O. 1, 57 ff. vgl. 9, 27 f. 34 ff.).

Wir begegnen rührenden Beweisen der Gattenliebe. Wie Hektor*) sein Weib über Alles stellt, was sonst dem Herzen theuer ist (I. 6, 450 ff.), so ist Andromachen der Gatte Ersatz für Vater, Mutter und Bruder (I. 6, 429 f.). Wie Kriemhilt in den Nibelungen (949—951) bewährt Andromache beim Tode Hektors das Ahnungsvermögen des liebenden Weibes (I. 22, 447 ff.). Mehr als die ganze lange Rede, die ihr der Dichter in den Mund legt, besagt für die Stellung der Gatten zu einander ihr Ausruf (I. 22, 477 f.):

'Hektor, o weh mir Armen, zu gleichem Geschick ja geboren
Wurden wir einst — —.'

Odysseus' Bild im Geiste verlangt Penelope zu sterben, die Tag und Nacht um den fernen Gatten weint (O. 20, 60 ff. 80 ff.).

Die Ehe ist heilig (O. 1, 46 f.), freilich zunächst nur für das Weib, wie ja schon der ungetheilte Besitz der Beischläferin ängstlich gehütet wird (vgl. I. 9, 132—134 und 19, 261—263). Untreue der Gattin gilt als verabscheuenswertes Verbrechen, wenn auch Ehebruch von Seiten des Weibes nicht so selten gewesen sein mag, wie noch zu Tacitus Zeit bei den Germanen (vgl. Germania c. 19). Agamemnons Schatten ruft Odysseus warnend zu: 'Nimmer zu trau'n ist Weibern' (O. 11, 456. vgl. I. 6, 160 ff.). Der Mann aber hat im Punkte der Gattentreue sehr dehnsame Begriffe. Das Weib beginnt sie eben erst von ihm zu fordern und es setzt diese Forderung erst in einzelnen Fällen durch (vgl. oben S. 49). Wo der Gatte neben seiner Gemahlin noch Beischläferinnen hegt (vgl. oben S. 47 f.), wird man sich über seine gelegentlichen Liebesabenteuer nicht wundern.

---

*) Es ist beinahe unmöglich anzunehmen, dass Hektor neben seiner Gattin noch Beischläferinnen haben könne, wenn man sich auch auf kein anderes Zeugniss berufen kann als auf die Tiefe der Empfindung, die sich in seinem Verhältnisse zu Andromache ausspricht.

Wir haben eben überall noch Reminiscenzen an das frühere untergeordnete Verhältniss, aus welchem das Weib allmälig heraustritt, um eine freiere, würdigere Position neben dem Manne zu gewinnen. Nicht bloss im Falle intimer Herzensneigung, wie sie Hektor für Andromache empfindet (vgl. I. 6, 450 ff.), sondern principiell soll das Weib dem Gatten näher stehen als jeder andere. Das ist ein Recht der Gattin. Zeus erkennt es der Here gegenüber in allgemeiner Gültigkeit an (I. 1, 546—548). Zwar gilt nur der Wille des Mannes (O. 11, 346), aber der Mann hört auf die Gattin und folgt ihrem Rathe (O. 11, 347 ff.). Von ihren Mägden begleitet (vgl. O. 18, 184) erscheint die Hausfrau in der Männer Gesellschaft und nimmt Theil an ihrer Unterhaltung (O. 1, 331 ff. 4, 121 ff. 7, 233 ff. 11, 335 ff. 18, 158 ff.). Der Hausfrau Kniee umschlingt der schutzflehende Fremdling (O. 6, 310 ff. 7, 142 ff.). Zeus scheut die Here (I. 1, 518 ff.), denn sie macht ihren Willen neben dem seinen geltend, ja sie bevormundet den Gemahl (I. 1, 539 ff. 561 ff.).

So innige Beziehungen, wie sie sich im homerischen Zeitalter zwischen Gatten zu gestalten beginnen, lassen von vorneherein auf ein gleich inniges Verhältniss zwischen Eltern und Kindern schliessen. Wir haben zahlreiche Belege dafür. Ich erinnere an die Zärtlichkeit Hektors für seinen Sohn, dessen Zukunft seine heissesten Wünsche gelten (vgl. I. 6, 404. 466 bis 481). Und dieselbe Herzlichkeit beweist Hekabe für Hektor (I. 6, 251 ff. 22, 431 ff.), Penelope für Telemachos (O. 4, 720 ff. 732 f. 17, 38 ff.). Heimkehrend vom Sohne begrüsst zu werden, preist Agamemnons Schatten dem Odysseus als höchstes Glück (O. 11, 450 f.), und Achilleus schreitet in der Unterwelt stolz einher, hocherfreut über den Ruhm seines Sohnes (O. 11, 538 ff.). Der erste Gang führt Odysseus, nachdem er die Freier besiegt und sich seiner Gemahlin zu erkennen gegeben hat, zu Laertes (O. 24, 205 ff.), und wie rührend ist die Begrüssung zwischen Vater und Sohn (vgl. 320 ff. 345 ff.)!

Ich erwähne hier eines Verhältnisses, in welchem der Grieche wieder in Rücksicht der Empfindung feinen Takt beweist. Ich meine das Benehmen und die Behandlung alter Leute. Es ist keine Frage, dass die Gebrechen hohen Alters im Vergleiche mit voller jugendlicher Kraft doppelt peinlich zum Bewusstsein kommen, und zwar nach beiden Seiten hin. Das fühlt der Grieche und deshalb

isoliert sich der hochbetagte, sieche Greis (vgl. O. 1, 190—194), von seinen Angehörigen in seiner Einsamkeit geschützt und mit zarter Sorgfalt gehütet. 'Nur den Greis, den betrübten, betrübe nicht mehr,' sagt Eurykleia zu Penelope, indem sie ihr abräth dem alten Laertes Telemachos' Verschwinden mitzutheilen (O. 4, 753), und Achilleus bedauert in der Unterwelt, dass er seinem greisen Vater auf Erden nicht Ehrfurcht verschaffen könne (O. 11, 502 f.).

Das Band der Blutsfreundschaft ist übrigens bei den Griechen nicht so enge wie bei den Germanen. Zwar bezeichnet auch dem Griechen Blutsverwandtschaft das festeste Verhältniss, in welchem Menschen überhaupt zu einander stehen können (vgl. I, 6, 413 ff. 429 f.). Das ebenbesprochene Verhältniss zwischen Eltern und Kindern hat uns die thatsächliche Innigkeit der Blutsfreundschaft gezeigt. Auch an Belegen für Bruderliebe fehlt es nicht (vgl. I. 4, 155 ff.). Brüder vertrauen sich unbedingt (O. 16, 97 f.). Der Schmerz um des Bruders Polydoros Tod treibt Hektor trotz der vorhergegangenen Warnung Apollons auf Achilleus (I. 20, 418 ff.). Aber über diese engste Verwandtschaft hinaus berücksichtigt der Grieche bei Homer Blutsfreundschaft wenigstens nicht in so sorgfältiger, beinahe ängstlicher Weise wie der Germane*). Der Grieche kennt Verhältnisse, welche Blutsfreundschaft an Intimität unzweifelhaft übertreffen. Ich lasse hier natürlich Liebe unberücksichtigt und merke nur an, dass es einer Germanin unmöglich wäre einen Mann zu lieben, der ihr Blutsverwandte erschlagen hat (vgl. Gudr. 989. 1033. Ortnit 418), wie Briseis den Achilleus liebt und sich seine rechtmässige Gemahlin zu werden sehnt (vgl. I. 19, 291 ff.). Aber es ist hervorzuheben, dass der Freund nicht nur dem leiblichen Bruder gleichgestellt (O. 8, 585 f.), sondern dass Patroklos wenigstens von Achilleus höher gestellt wird als Vater und Sohn (I. 19, 322 ff.)**). Im Ganzen stellt der Grieche die geistige Wahlverwandtschaft, wie sie sich in der Freundschaft manifestiert, der Blutsverwandtschaft gleich, unter Umständen sogar über dieselbe.

---

*) Die Stellen sind von Naegelsbach, Homer. Theologie S. 231 und von Helbig, Die sittlichen Zustände des gr. Heldenalters S. 91 gesammelt.

**) Vgl. übrigens I. 24, 46 ff., wo Apollon den leiblichen Bruder oder den Sohn den 'geliebteren Todten' nennt.

Schluss.

Es ist mir darauf angekommen gewisse Verschiedenheiten in ethischen Verhältnissen des griechischen und germanischen Heldenzeitalters darzulegen. Der Nachweis dieser Verschiedenheiten ist unzweifelhaft von wissenschaftlichem Interesse. Die Verfolgung derselben über die heroische Zeit hinaus und der Versuch sie im Einzelnen zu erklären wäre für den Erforscher des classischen wie des deutschen Alterthums eine lohnende Aufgabe und würde der Völkerpsychologie schätzbares Materiale liefern.

Ich bilde mir nicht ein die Verschiedenheit der Erscheinungen, welche ich in der vorliegenden Arbeit miteinander verglichen habe, aus dem Gegensatze eines Grundmotivs im Wesen der Griechen und Germanen erklären zu können. Ich habe es versucht eine Reihe von Äusserungen griechischer und germanischer Heldenart auf die verschiedenartige Auffassung des Kampfes zurückzuführen, welche beiden Völkern eigen ist. Ich habe oben bereits auf den Idealismus hingewiesen, den der Germane auch hierin bekundet. Ein Grund dieser verschiedenen Auffassung liegt aber unzweifelhaft in einem verschiedenen Ausmasse männlicher Kraft, das Griechen und Germanen zu Theil ward. Die Germanen sind stärker als die Griechen. Die Constatierung dieser Thatsache ist nicht minder von wissenschaftlichem Interesse, aber auch von nationalem, da sie ein noch lebendes und zwar unser eigenes Volk betrifft.

In noch höherem Masse gilt diess von gewissen Folgerungen, die sich aus der Constatierung und Würdigung der besprochenen Differenzen im griechischen und germanischen Volkscharakter ergeben. Ich möchte sie kurz so zusammenfassen: Es gibt ethische Grundsätze, die der germanischen Art eigenthümlich und die für unser Leben gerade so massgebend sind wie für das unserer Ahnen, an denen wir unter allen Umständen festhalten müssen, die wir gegen fremde nicht vertauschen dürfen

Es scheint nicht von Ueberfluss hierauf mit Rücksicht auf die fremden Elemente hinzuweisen, mit welchen eine eigenthümliche Geschichtsentwicklung unsere Eigenart in Berührung und theilweise in bleibende Verbindung gesetzt hat. Ungewöhnliche Krisen und Katastrophen im Leben unseres Volkes raubten uns das Verständniss unseres eigenen Wesens und liessen eine Bewunderung des Fremden und eine Hingabe an dasselbe bei unseren Vorfahren aufkommen, deren Nachwirkung heute noch sehr stark bei uns ist. Ich möchte nicht dahin missverstanden werden, als unterschätzte ich den wohlthätigen Einfluss, welchen die antike Cultur sowohl als die moderne unserer Nachbarn auf manche Gebiete unseres geistigen Lebens geübt hat, und ich erinnere mich hiebei nicht nur an die Zeiten, in welchen unsere eigene Volkskraft erlahmt war, sondern ich habe dabei die normale Einwirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart und die permanente Wechselbeziehung im Leben der Zeitgenossen im Auge. Gerade ein grossartiges Leben hat fortwährend Zufuhr von neuen Stoffen nöthig, denn es kann die Gefahr der Einseitigkeit gar nie vermeiden. In dieser Lage befindet sich auch das Leben unserer Nation. Wir haben von den Fremden gelernt, von keinen mehr als von den Griechen, und diese werden auf vielen Gebieten unsere Lehrmeister bleiben. Nur stelle man sie uns nicht als unerreichtes und unerreichbares Muster für unser ganzes Volksleben hin. Man vergesse nicht, dass jede Individualität andere Bedingungen und andere Grundlagen ihrer Existenz hat, und dass man diese Grundlagen nicht ohneweiters ausheben und durch andere ersetzen kann ohne die Lebensfähigkeit des Organismus zu gefährden. Gegen diesen Erfahrungssatz moderner Völkerpsychologie ist in unserem Vaterlande lange und arg gesündigt worden. Aber wie jedes Übel auch sein Gutes hat, so hat auch die unbedingte und rückhaltlose Hingebung an fremdes Geistesleben zur Erziehung unserer Nation beigetragen. Wir haben gelernt S e l b s t k r i t i k zu üben wie wohl kein anderes Volk. Und wenn wir nun d e n n o c h Motive unseres Volkscharakters nach strenger Prüfung als solche erkennen, auf die stolz zu sein wir alle Ursache haben, sollen wir uns ihrer nicht freuen? sollen wir sie nicht sorgfältig wahren?

Die Ahnung, dass solche Motive vorhanden, führte im Beginne dieses Jahrhunderts eine Reihe patriotischer und genialer Männer zur Beschäftigung mit dem deutschen Alterthume und

liess sie die Wissenschaft begründen, welche wir heute die *germanistische* nennen. In der Auffindung und Darlegung solcher Motive ist nach meinem Dafürhalten die Ursache des raschen Emporblühens der neuen Wissenschaft und der dominierenden Stellung gelegen, welche sie heute im geistigen Leben der Nation einnimmt. Hierin und in einem andern. Die Germanistik ist gross geworden im Vereine mit der *Geschichte* und mit der *Naturwissenschaft*. Beide lehren Achtung vor dem Gewordenen; beide legen aber auch das scharfe Messer der Kritik an Erscheinungen, welche eine überkommene Tradition längst der Untersuchung entziehen zu können gemeint hat. Beide wollen erkennen, verstehen, ehe sie urtheilen. Wir treten gleich objectiv an die Erscheinungen nationalen wie fremden Volkslebens. Aber die Naturwissenschaft lehrt uns auch die Berechtigung der einmal vorhandenen Lebensform, so lange sie ihr Sein zu behaupten versteht, und die Geschichte beweist, dass es auf geistigem Gebiete so gut wie auf physischem einen Kampf ums Dasein gebe. Wir wollen kein Motiv unseres Volkslebens gegen ein fremdes vertauschen, das wir nicht als ein besseres erkannt haben. Die subjectiven Normen aber, wonach wir ein solches Urtheil fällen, sind vermöge der Berechtigung unserer eigenen Existenz die idealen Richtungen unseres gegenwärtigen nationalen Lebens. Von diesem Standpunkte aus prüfend an unsere Geschichte heranzutreten, diesen Massstab an alle Motive, eigenartige und fremde, zu legen, welche allmählig unser heutiges Leben geschaffen haben, scheint gegenwärtig ebenso ein wissenschaftliches wie ein nationales Bedürfniss. So glaube ich die Vorrede Karl Müllenhoffs zu seiner Deutschen Alterthumskunde, so glaube ich Wilhelm Scherer (Zur Geschichte der deutschen Sprache S. VI. f.) zu verstehen, wenn er von dem Germanisten der Zukunft eine *nationale Ethik* fordert.

Kunst- und Buchdruckerei „Steyrermühl," Wien.





